

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inzerate, die gepaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, F. Dörner in Kaiserslautern, St. Kast in Edenkoben, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 5. Juni. Fest der allh. Dreifalt.
Mont., 6. Norbert, Bischof.
Dienst., 7. Schutzfest des hl. Joseph.
Mittw., 8. Medardus, Bischof.
Donnerst., 9. Fronleichnamfest.
Freit., 10. Von der Octave.
Samst., 11. Barnabas, Apostel.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 5. Juni 1887.

Ansprache des heiligen Vaters,

gehalten im Consistorium vom 23. Mai.

Ehrwürdige Brüder! Wir wollen die Reihe der Bischöfe und Euer erhabenes Collegium in diesen Tagen durch Cooptationen nicht ergänzen, ehe wir Einiges gesagt haben, vorzüglich über einen Gegenstand, den Ihr zwar genügend kennt, worüber Ihr gleichwohl, weil er von größerer Bedeutung ist, an dieser Stelle und aus unserem Munde unsere Meinung gerne vernehmen werdet. Wir wünschen, daß in vollem Umfange erkannt werde, was in neuester Zeit zur Erleichterung der kirchlichen Zustände in Preußen geschehen ist. Mit Gottes Hilfe ist ein Werk von langer und schwerer Arbeit vollendet, dem Wir mit ganzer Seele obgelegen, und indem Wir Alles, was minder wichtig schien, zurückstellten, ist uns, wie es sich gebührt, das Heil der Seelen das höchste Gesetz gewesen. Ihr wißt recht wohl, wie die Dinge viele Jahre hindurch standen; habt Ihr doch mit uns in großer Sorge oftmals die Kirchen ohne Bischöfe, die Pfarreien ohne Seelsorger und verwaist beklagt, und nicht minder die Beschränkung der Freiheit der öffentlichen Religionsübung, die geschlossenen Seminarien der Cleriker, woraus nothwendig ein Mangel an Priestern hervorging, der so groß war, daß gar oft die meisten unserer Mitbrüder Niemanden hatten zur Abhaltung des Gottesdienstes und Verwaltung der Sacramente.

Wir waren von der Größe dieser Uebel um so mehr in Anspruch genommen, als Wir wegen vielfacher Verhinderungen allein denselben nicht steuern, noch sie zu mildern vermochten. Während der Verhandlungen schöpften Wir aber Hoffnung auf Erfolg, weil Wir uns aufrichtig und nachdrücklich unterstützt sahen von den Bischöfen und von den Katholiken im Parlament, welche sich in der besten Sache als die standhaftesten Vertreter bewiesen haben, aus deren Ausdauer und Eintracht die Kirche nicht geringe Vortheile gezogen hat und weitere auch für die Zukunft erwartet. Unsere Hoffnung wurde noch vermehrt, als Wir klar erkannten, daß der erlauchte Kaiser und seine Räte billigen Friedensvorschlägen geneigt waren. So wurden denn schwere Mißstände der frühern Gesetze beseitigt, andere gemildert. Sicherlich ist in dem äußerst erbitterten Kampfe, welche der Kirche Wunden schlug und dem Staate nichts nützte, ein Ziel gesetzt. Wir freuen uns, daß Alles das durch viele Mühe und mit Hilfe Eurer Rathschläge, die zu Vielem nützlich waren, endlich erreicht

worden ist, und Wir danken deßhalb auf's innigste Gott, dem Tröster und Vertheidiger seiner Kirche. Wenn auch noch manche Punkte übrig bleiben, bezüglich derer die Katholiken nicht ohne Grund Wünsche hegen, so muß man sich doch erinnern, daß mehreres und weit größeres erreicht worden ist.

Die Hauptsache ist, daß die Macht des römischen Papstes in der Regierung der kath. Kirche in Preußen aufgehört hat, für eine auswärtige gehalten zu werden und daß von nun an dieselbe ohne Behinderung ausgeübt werden kann. Von nicht geringerem Werthe ist, wie Ihr einsehst, ehrw. Brüder, daß den Bischöfen die Freiheit in der Verwaltung ihrer Diöcesen zurückgegeben ist, die Clerikalseminare wieder hergestellt und mehrere geistliche Orden wieder zurückgerufen sind. Was das übrige anlangt, so werden Wir nicht zögern mit der Fortsetzung unserer Verhandlungen, und da Wir den guten Willen des erhabenen Monarchen und nicht minder die gleiche Gesinnung seiner Minister erkannt haben, haben Wir gewiß Grund, zu wünschen, daß die Katholiken an dem Erreichten sich aufrichten und stärken; denn Wir zweifeln nicht, daß Wir noch bessere Resultate erlangen werden. Auch in anderen Theilen Deutschlands, namentlich in Hessen-Darmstadt, ist große Hoffnung auf Besserung vorhanden. Der Großherzog hat uns einen Gesandten geschickt, um über Gesetzesvorschläge seiner Regierung in Betreff der Freiheit der kath. Kirche zu verhandeln. Wie sehr uns das angenehm und willkommen ist, brauchen wir kaum zu sagen, da wir nichts so sehnlich erstreben, als daß uns mit Gottes Gnade soviel Raum zum Leben und soviel Freiheit für unsere Thätigkeit gewährt werde, daß wir endlich in ganz Deutschland die kath. Angelegenheiten als geordnet und unter dem Schutze des Rechtes und der Gesetze gesichert zu segensreicher Wirksamkeit sich entwickeln sehen.

Unsere Gedanken reichen aber weiter, als Deutschland die Grenzen gesteckt sind. Wo man die Autorität des Römischen Papstes anerkennt, dahin wendet sich auch unsere Hirtenfürsorge, unser Bemühen, unsere Wachsamkeit. Darin macht kein Ort, kein Volk einen Unterschied; allen, um die der katholische Glaube das Band der Einheit schlingt, ihnen allen gehört auch unsere Liebe, wie sich's gebührt. Und eben diese Liebe ist es, die uns antreibt, alles zu versuchen, um nicht bloß denen, die wir erwähnt haben, bessere Bedingungen für sie als Katholiken zu erstreben und Gott unablässig anzusehen, daß Er dem ein gutes

Gedeihen gnädigst verleihen möge, was nach dieser Richtung bereits einen Glück verheißenden Anfang genommen.

Dies Unser Streben, den Frieden zu bringen, von dem Wir gegen alle Völker befeelt sind, möchte es auch im Stande sein, in der Weise, wie Wir es wollen müssen, Italien zu Gute kommen, das Gott mit dem römischen Pontifikate in eine so enge Verbindung gebracht hat, das uns schon die Natur ans Herz legt und uns darum besonders theuer ist. Wir haben es wahrlich nicht ein einziges Mal gesagt und haben den Wunsch seit Langem und auf's Sehnlichste gehegt, daß der Geister aller Italiener sich das Gefühl einer sichern Ruhe bemächtigen möge und jener traurige Zwist mit dem römischen Pontifikate endlich einmal aufhören möge, so freilich, daß die dem apostolischen Stuhle gebührende Gerechtigkeit und Würde keinen Schaden erleide, welche auch nicht so fast durch ein Unrecht, das vom Volke ausgeht, als vorzüglich durch eine Verschwörung der geheimen Gesellschaften verletzt wird. Es muß also zur Herstellung einer Einigung ein Weg beschritten werden, der die Verhältnisse in eine solche Lage bringt, daß der römische Papst keiner Macht Unterthan wird und sich einer Freiheit erfreut, die wirklich diesen Namen verdient und worauf er nach allen Richtungen ein gutes Recht besitzt. Der italienische Staat würde unter solchen Umständen gewiß keinen Schaden nehmen, wenn man dabei nur nach Wahrheit und Recht urtheilen wollte, ja er würde im Gegentheil darin einen mächtigen Stützpunkt für seinen eigenen Bestand und sein Gedeihen erhalten.

* Das Fronleichnamsfest und seine sociale Bedeutung. *)

Wenn — in den alten Ländern der Christenheit wenigstens — der Frühling in voller Pracht seinen Einzug gehalten hat, wenn Wald und Wiese in immer neuer Schöne sich verjüngt haben, wenn die Saaten, welche die fleißige Hand des Menschen gottvertrauend der Erde übergeben, in frischem Grün die Hoffnung auf den Herbst beleben, wenn der Segen Gottes sichtbar auf Flur und Hügel, auf Thal und Gebirge niederströmt, und wenn auch mit dem, der allerh. Dreifaltigkeit gewidmeten Sonntage, die hehre Reihe der Feste, durch welche uns die Kirche das glorreiche Erlösungswerk vorführt, ihren Abschluß gefunden hat — dann kommt der Tag des Fronleichnam's, des im allerheiligsten Altarsakramente wunderbar gegenwärtigen Leibes Jesu Christi. Er bedeutet die Vollendung der Gnabenthaten des Herrn, und wir feiern ihn, wenn die Natur in ihrer Herrlichkeit erblüht ist, die ihr Gott alljährlich von Neuem schenkt.

Das Fest der Vollendung! Am Kreuze unter Todeschmerzen, Hohn und Verachtung ist die Erlösungsthat vollzogen, welche die Gott entfremdete Menschheit seinem Geseze und seiner Gnade wiedergewinnen sollte. In den Herzen Weniger und Niedriger nahm sie zuerst ihren Eingang. Die Mächtigen und Großen, die in wahnsinniger Ueppigkeit dahinlebenden Reichen, die das seufzende Volk bis auf das Mark aussaugenden, es im Sklavendienste erniedrigenden Gewalthaber, sie entsetzten sich über die neue und doch uralte Lehre, sie suchten sie im Blute der Märtyrer auszurotten, die Kirche mußte sich in die Katakomben verbergen.

Aber aus dem Blute der Glaubenszeugen, aus den Flammenworten der Bekenner erwuchs mächtig die Schaar der Bekehrten. — Da rief Kaiser Constantin, der Beherrscher des Erdkreises, die lange verfolgte junge Kirche aus den Gräbern und von den Blutstätten zu sich heran, ließ sie an das Licht des Tages treten, seinem Schutze vertrauen und seiner Gewalt zur Stütze dienen. Das Christenthum richtete seinen Gottesdienst in den Basiliken

und in den verlassenen Brachtempeln des Götzendienstes ein, und es begann nicht nur die Herzen der Einzelnen umzugestalten, sondern auch den Staat, die Gesellschaft.

Junger Wein sollte in alte Schläuche gefüllt werden! Die Vorkehrung sorgte für neue Schläuche. Das in weltlich verständiger Klugheit selbstgenügsam abgeschlossene, mit den Freveln eines Jahrtausends beladene Römerreich mußte untergehen; jugendfrische Barbarenvölker, die in der Einfachheit und Reinheit ihres Lebens sich noch den Nachhall der Offenbarung bewahrt hatten, brachen in der Völkerwanderung herein, zertrümmerten die alte verderbte Herrlichkeit und waren auserwählt, ein neues Reich zu bilden, in welchem die göttliche Offenbarung in Gesezen und Einrichtungen sich ausdrücken sollte.

Jahrhunderte lang währte die leidensvolle, die unermüdlige Arbeit der Kirche, bis aus dem ungefügen Marmor ein Bild des Ideals hervortrat, welches dem göttlichen Künstler vorgeschwebt — ein unvollkommenes, vergänglichendes Bild, voll Flecken, und wie es das Material nämlich die gefallene Menschheit, nicht besser zu geben vermag, aber dennoch ein Bild dessen, was Gott gewollt. Es war eine Verkörperung des Gesezes der Gerechtigkeit und der Liebe, der Freiheit und der Harmonie, dargestellt in politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, zur Verwirklichung der Bitte: „Dein Reich komme zu uns. Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden!“

Nicht mehr sollte es ganze Classen von Menschen geben, nur zum Leiden, nur zur Unterdrückung geboren, nur mit der Hoffnung auf ein ausgleichendes Jenseits getröstet. Nicht mehr sollte die Arbeit mit Schande, wohllebender Müßiggang mit Ehre gepaart sein. Der Mensch, nach dem Bilde Gottes geschaffen, mit hoher Würde geziert, sollte nicht massenweise in entwürdigendes Elend versinken. Christus hat mit göttlicher Macht die Sklavketten zerschlagen, die so fest geschmiedet waren, daß eine läugerische Wissenschaft sie für etwas Nothwendiges, etwas Naturgesezliches erklärte.

Die christliche Gerechtigkeit regelte in Rechtseinrichtungen die Arbeit des Volkes; die christliche Liebe half liebevoll dem Unglück der Einzelnen; aber Niemand durfte sich erdreisten, dem Hochmuth des Besitzes Wehrauch zu streuen und das Barmherzigkeit zu nennen, was vor Gott eine Pflicht der Gerechtigkeit war. Kaiser, Könige, Bischöfe und alle, die sonst eine Macht von Gott zu Lehen trugen, mußten bei der Einsezung in ihr verantwortungsvolles Amt vor Allem geloben, daß sie Gerechtigkeit üben, daß sie den Schwachen, Armen und Unterdrückten hilfreich und gewärtig sein wollten. Die Erde war zu einer geheiligten Vorbereitungsstätte für die Ewigkeit erklärt, und alle Einrichtungen der Erde, die Kirche, der Staat, die Gesellschaft sollten so geordnet sein, daß sie geeignet erschienen, diesen Zweck in Gerechtigkeit, Liebe, Friede und allgemeiner Wohlfahrt zu fördern. Zwei Schwerter gab es zur Herrschaft und zur Bewachung dieser in Gottesfrieden und Gottesfreundschaft eingerichteten Erde: Der Papst und der Kaiser. In Eintracht sollten sie gemeinsam das ewige und das zeitliche Heil der Völker wahren.

Bis zur Vollendung verwirklicht wurde dieses Ideal niemals. Aber schon daß die Christenheit es ahnen und anstreben konnte, war erhaben, war die große geschichtliche Leistung, seitdem die Welt steht.

Und in jener Zeit war der Augenblick da, das Fronleichnamsfest einzusetzen. Einer von der Welt abgeschlossenen, frommen Klosterfrau wurde der Wille Gottes 1230 offenbart und 1246 wurde das Fest zuerst in Lüttich gefeiert.

Es ist das Fest, welches bedeutet, daß die im allerheiligsten Sakrament des Altars wirkende Gnade die Welt erobert, sie der Sünde und ihren Werken abgewonnen, daß die Erlösung, welche wir im hl. Opfer feiern, vom Altare, aus der Kirche hinausgedrungen ist, daß sie die Erde sich zu eigen gemacht, daß sie dieselbe gereinigt, geheiligt hat, daß sie sie durchbringt und regiert.

*) Bearbeitet nach einem Artikel aus: Gesammelte Aufsätze über socialpolitische und verwandte Themata von Frhr. E. von Bogelsang. I. Band. Bei Guttler in Augsburg.

Deßhalb folgte dem allerheiligsten Sakrament einst in frohem, dankendem Gepränge die in Zünften und Innungen herrlich geschützte und geordnete Arbeit. Sie folgte ihm, laut preisend und anbetend den Gott, der selbst auf Erden Arbeiter gewesen und so die Arbeit mit den höchsten Ehren geschmückt hatte.

Es folgte dem Fronleichnam in festlich-frohem Zuge der Landmann durch das wogende Aehrenfeld, voll Jubel und Dank gegen den Gott, der wie im herrlichsten Dome, so in der ärmsten Dorfkirche gleich nahe ist in persönlicher Gegenwart seinen Erlösten.

Es folgte dem in Brodgestalt gegenwärtigen Gotte die Schaar der festlich geschmückten Frauen, Jungfrauen und Kinder; sie folgte ihm mit dankerfülltem Herzen, laute Lobgesänge auf den Lippen, ihm, der sie erlöst hat von der Schmach der Rechtlosigkeit und Entwürdigung, die das Heidenthum dem Schwachen bereitet.

Und heute? Ist noch heute die Erde des Herrn? Ist sie noch heute ihm geheiligt? Regiert noch heute sein heiliges Gesetz? Beseelt Staat und Gesellschaft noch heute der Segen der Erlösung?

Es gibt Länder, es gibt Völker, einst hochbegnadigt, bei denen das allerheiligste Sakrament sich nicht mehr sehen lassen darf, wo der Fronleichnam nicht mehr seinen feierlichen Triumphzug feiern kann.

Gott sei Dank! Es gibt auch noch Länder, in welchen das Fronleichnamsfest in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit erscheint, in welchen Fürsten den Gottmenschen, den König der Welt, durch die Straßen ihrer Hauptstadt geleitet, in welchen das Volk aller Stände öffentlich vor aller Welt seinem Gotte die begeistertsten Huldigungen darbringt. Halte hoch, deinen Fronleichnamstag, katholisches Volk! Er verkündigt der Welt das Königthum Jesu Christi: Christus gestern, Christus heute, Christus in Ewigkeit!

— Domdekan Franz Joseph Weiß.

Wohl sind bereits die hauptsächlichsten Angaben über die Lebensereignisse des Abgeschiedenen veröffentlicht; doch entspricht es unstreitig dem allgemeinen Gefühle, daß im „Pilger“ seinem Andenken auch noch einige Worte aus dem Herzen gewidmet werden. Domdekan Weiß hat sich zwar wenig als ein Mann von Gemüth gezeigt, so daß ein langjähriger Bekannter und Verehrer von ihm schreiben konnte: „so wenig er sich weichen Gefühlen zugänglich erwies, so wenig konnte er auch eine wärmere Zuneigung erwecken; er war ein harter Mann, aber darum ein fester Mann“; allein Manche, die so mit Bewußtsein nach außen sich hart zeigen (und der Verstorbene gestand selber, daß er für hart gelte), sind es zuweilen viel weniger, als sie es scheinen. Domdekan Weiß konnte als ein achtzigjähriger Greis Briefe schreiben von einer Klarheit der Gedanken und Schönheit und Tiefe der Empfindung, die einem Manne voll reichsten Gemüthes Ehre bereiten würden. Es hat Jemand in Bezug auf menschliche Art einen Vergleich gemacht, welcher nicht ohne Geist und Wahrheit ist. Die Menschen hätten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Obste. Viele seien nur wie angenehmes Frühobst; andere dagegen seien Winterobst, welches Anfangs wohl ungenießbar, hart und herb ist, dagegen um so länger hält, mit der Dauer noch reif und eine rechte Wohlthat und ein Genuß wird. Und ähnlich war es mit unserm alten Herrn Domdekan Weiß.

Die Grundlage seines ganzen Wesens bestand in einem höchst empfindlichen und starken Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Dieses machte ihn strenge vor Allem gegen sich selbst, dann freilich auch gegen Andere. Er hatte ein ungemein lebhaftes Pflichtgefühl, und handelte nach demselben mit einer Entschiedenheit und Ausdauer, die seinen Kräften rücksichtslose Gewalt anzuthun schien. So las er bis zum Morgen seines Todes regelmäßig die hl. Messe, und wie er seine gewohnten Spaziergänge nicht einstellte, bis er mußte, so unterließ er auch z. B. die Begleitung

der Fronleichnamsprozession nicht eher, als bis er vor 2 Jahren während derselben beinahe unterlegen wäre. Eine fast eiserne Willensstärke hielt den gebrechlichen Leib zusammen zu beharrlicher, pflichtgemäßer Wirksamkeit bis zum Ende. Es waren keine hervorragende, Aufsehen erregende Thaten, die er vollbrachte, sondern nur die gleichmäßig getreue Erfüllung der alltäglichen Verpflichtung. Das ist aber schwerer und größer, als es gewöhnlich gilt, denn nicht umsonst wird von dem Heilande der Knecht selig gepriesen, welcher in dem scheinbar Kleinen getreu war, und bis zum Ende darin beharrlich geblieben ist.

Enge zusammen mit dem Pflichtgeföhle und dem Gerechtigkeitsfinne hängt auch das Verständniß für Rechtsverhältnisse und Rechtsbestimmungen, auf denen alle öffentliche Ordnung beruht. Hier konnte es schwerlich Jemanden geben, der eine genauere Kenntniß besaß und ein größeres Interesse für Alles hegte, was Rechtens ist, als Domdekan Weiß. Sein klarer Blick, sein gutes Gedächtniß, seine stets sich bereichernde Erfahrung, sein unermüdlicher Arbeitstrieb machten ihn zu einer höchst werthvollen Kraft in dem Rathe und in der Verwaltung. Er sprach seine Ueberzeugung mit einer Offenheit und Geradheit aus, welche vielleicht Anfangs nicht jedesmal angenehm berührte, aber niemals verfehlte, Achtung und Vertrauen zu erwecken. Man konnte sich auf Domdekan Weiß verlassen. Es ward ihm auch mehr Zutrauen geschenkt, als es den Anschein hatte, und als treuer Rathgeber und Helfer hat er sich auch gezeigt, wo es angelegt war. Besonders ging es ihm gegen die Natur, wenn Jemand Unrecht geschah. In solchen Fällen konnte er mit einer sonst an ihm ungewohnter Wärme um Andere sich annehmen.

Für seine Person war Domdekan Weiß bedürfnis- und anspruchlos bis zum Neuzersten. Auf irgend eine Art sich bemerkbar oder geltend machen zu wollen, kam demselben gar nicht zu Sinne. Das widerstrebte seinem ganzen Charakter. So gab seine lange Thätigkeit, wie verdienst- und ehrenvoll sie auch war, keinen Anlaß zu höhern Auszeichnungen. Er führte eine Lebensweise von größter Einfachheit. Seine Erholung bestand in dem regelmäßigen Spaziergange, und in der Pflege einiger bescheidenen Blumen und Vögel. Das bildete so zu sagen seine Schwäche und Liebhaberei. Allein so wenig er sich gönnte, und so sparsam und genau er Alles zu Rathe hielt, so freigebig zeigte er sich, wo es ihm am Plage zu sein schien. Man schätzt die Summe, die er in größern Beträgen zu guten Zwecken verfügte auf 60—70,000 Mark. Wie viel mag er in seinem langen Leben sonst im Kleinen noch gethan haben! Das wird Derjenige geschaut haben und vergelten, der besser als die Linke weiß, was die Rechte gibt.

Zu dieser Vorliebe für die Verborgenheit stimmt es auch, daß er nicht auf herkömmliche Weise in einem feierlichen Jahrgedächtnisse genannt werden, sondern stille jeden Monat eine heilige Messe für seine Seelenruhe dargebracht haben wollte. Da wird jedenfalls so manches fromme Gebet aus dankbarem Herzen für den treuen Diener Gottes und zuverlässigen Mann, wohlwollenden Menschenfreund und ehrwürdigen Priester zum Himmel emporsteigen, damit er ruhe im Frieden.

* Aus der Schule geplaudert.

In dem von dem preuß. Geschichtsschreiber Treitschke herausgegebenen „historischen Jahrbüchern“ verräth der Berliner Universitätsprofessor und freiconservative Reichstagsabgeordnete Delbrück wieder einmal, wie schon oft, die geheimen Absichten der Culturlämpfer. Delbrück und seinesgleichen sind so verbohrt in den Culturlampf, daß sie sich nicht einmal bezwingen können, ihre Pläne geheim zu halten, sondern offen aus der Schule plaudern, wofür wir ihnen selbstverständlich sehr dankbar sein müssen.

Delbrück also, der Mann, der es wissen kann, ent- hält bis in's Einzelne den höllischen Plan der Cultur-

Kämpfer von Profession. Ein „wirklicher Friede“ mit der Kirche ist dem Manne ganz undenkbar. Also gilt ihm das neueste kirchenpolitische Gesetz in Preußen nicht als abschließendes Friedensgesetz, als welches es die Regierugs-Presse ausposaunte, sondern der Kampf gegen die katholische Kirche nimmt nach Delbrück bloß einen „andern Charakter“ an. Und welchen Charakter? Der bisherige Kulturkampf sollte, wie Delbrück gesteht, eine plötzliche Aenderung des katholischen Geistes herbeiführen, um sich schließlich mit dem Protestantismus zu verschmelzen. Das sei nicht gelungen. Daher müsse man jetzt dafür eine „Zügelung“ des katholischen Geistes eintreten lassen. Die Mittel dazu findet Delbrück mehr als ausreichend in den noch bestehenden kirchenpolitischen Gesetzen. „Die Macht des Staates“, sagt er, „wird auch in Zukunft ausreichen, sich der katholischen Kirche wohlwollend oder sehr empfindlich wenig wohlwollend zu erweisen.“ Delbrück spielt hier auf die sogenannten diskretionären Vollmachten an, d. h. auf die in den verschiedenen Gesetzen massenhaft dem Staate eingeräumten Befugnisse, in gewissen Dingen nach seinem Gutbefinden gegen die Kirche zu verfahren. Delbrück will offenbar diese seine „Zügelung“ bei jeder Pfarrbesetzung, bei jeder Klosterniederlassung, jeder Besetzung bischöflicher Stühle u. s. w. angewendet sehen. Die Kulturkämpfer wünschen sich also Bischöfe und Priester nach dem Herzen des protestantischen preußischen Kultusministers. Dadurch kämen zunächst, wie sie calculiren, Spaltungen in das katholische Lager und „auflösende Gegensätze“, und so würde die „Zügelung“ immer größere Fortschritte machen. Weil aber das katholische Volk sich nicht im Handumdrehen „zügeln“ läßt, sollen nach dem Vorschlag Delbrücks in katholische Kreise „so viel fremde Anschauungen hineingetragen werden, daß es an Gelegenheit zur geistigen Emancipation (d. h. zur Trennung von der Kirche) Niemanden fehlt.“ Das soll aber heimlich, allmählig, ohne Aufsehen geschehen, so daß die geistige Blutvergiftung von den Betreffenden nicht bemerkt werde. Es soll besonders in der katholischen Bevölkerung „nicht die Empfindung“ erregt werden, als sei die Kirche eine unterdrückte. Wenn aber die geborenen Führer des kathol. Volkes sich die ihnen von Delbrück zugetheilte erbärmliche Rolle nicht gefallen lassen? Auch dafür weiß der Herr Professor Rath. „Dem preußischen Kultusminister, sagt er, werden noch immer Machtmittel genug zur Hand sein, um für die Leitung der Kirche ein wünschenswerther Freund, ein gefährlicher Feind zu sein.“

Das ist deutlich gesprochen. Das ist für Vertrauensselige eifriger Nordwind im Wonnemonat. Möchte der Herr Professor Delbrück doch recht oft so aus der Schule plaudern!

Der Herr ist in seinen Heiligen mächtig.

(Eine Conversations-Geschichte. *)

Wenige Meilen von Grünhof in Pommern, wo an jezt jeden Morgen das Klostersglöcklein klagen über die Fluren und grünen Wiesen in den nahen Wald verhallt, gleichsam jammernd über den Verlust des Glaubens, den der heilige Bischof Otto von Bamberg vor mehr denn siebenhundert Jahren unter so vielen Wundern im lieben Pommerland verkündet, liegt die Stadt Labes; seit neuerer Zeit an der Berliner Colberger Eisenbahn, ein friedliches Ackerstädtchen, dereinst aber Sitz der Schloß- und Burg-Gesessenen von Bork. Die Burgen sind verschwunden und an deren Stelle jezt friedliche Wirthschaftshöfe gebaut, die wohlbewährten Ritterschwerter derer von Bork in Sensen und Pflugschare verwandelt, kurz es ist nichts mehr zu spüren von der Macht und Herrlichkeit eines ritterlichen Geschlechts, das zu seinen besten

Zeiten an zehntausend Bewaffnete aufzubringen im Stande war. Auf einen von diesen zerstreut um Labes liegenden Wirthschaftshöfen wurde am 30. Januar 1828 Laura von B. geboren, deren Vater damals dort Pächter war. Indessen sollte sie nicht lange im väterlichen Hause bleiben, denn eine Tante, Bathe von ihr, die Stiftsdame in dem bei Stargard belegenen ablichen Stift Marienfließ war, (vor der sogenannten Reformation Cisterzienser-Nonnenkloster) hatte an dem kleinen kränkenden Mädchen solch Wohlgefallen, daß sie es zu sich nahm und es sorgsam wie eine Mutter pflegte.

Die kleine Laura gedieh vortrefflich an Körper wie an Geist und wurde, da sie eine durchaus fromme und musterhafte Erziehung genoß, sehr bald der Liebling aller Damen im Stifte. Jedoch erheischte eine weitere Ausbildung, daß die Tante mit ihr nach Stargard zog und sie dort in die Töchtertschule schickte. Nachdem sie diese Schule durchgemacht, wurde sie zu dem reformirten Hofprediger in den Confirmanden-Unterricht geschickt, lernte recht fleißig den Katechismus und wurde eingeseget.

Zu einer stattlichen blühenden Jungfrau herangewachsen, nach allen Richtungen wohlgebildet, wohlunterrichtet und unterwiesen in allen weiblichen Künsten und häuslichen Verrichtungen konnte sie nicht lange unbeachtet bleiben. So denn verheirathete sie sich im Herbst 1849 mit dem Rittergutsbesitzer M. auf S. in Pommern; zu diesem Schritt bewog sie nichts als die reine Neigung, denn ihr Verlobter konnte ihr weder besondere Glücksgüter noch einen ebenbürtigen Namen bieten.

Zufrieden und glücklich lebte sie mit ihrem Gatten, war eine treue und sorgsame Hausfrau und stand aufrecht in allen Stürmen, die über sie hereinbrechen sollten und wankte nicht im Vertrauen auf Gott in ihrem frommen Wesen, das die gute Tante ihr eingepflöht. Denn sie sollte es erleben, daß, nachdem schon wenige Jahre vorher zwei muntere Knaben gestorben, sie in dem Jahre 1859 innerhalb noch nicht 10 Monaten fünf blühende Kinder an den Mätern zu Grabe tragen sah und ihr von allem reichen Kindersegen nur ein Mädchen am Leben blieb. Jedoch wäre wohl ihre Kraft bei der Leiche des letzten Knaben zusammengebrochen, wenn nicht unmittelbare Hilfe von Oben gekommen, wo ihr Leben den Umstehenden schon dahingeschwunden schien.

Doch lassen wir ihren Ehemann aus einem Briefe an einen seiner Freunde in der Folge selber reden. Sie wissen, mein verehrtester Freund, daß ich, namentlich seit dem Tode meines Vaters, mich viel mit der Polemik beschäftigt habe und wenn ich auch die Wahrheit der katholischen Kirche vollständig erkannt hatte, so konnte ich es doch aus alten protestantischen Vorurtheilen noch immer nicht über das Herz bringen, die heilige Jungfrau, die heiligen Engel oder die Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen. Doch Noth lehrt beten, und mich lehrte sie katholisch beten. Als nämlich mein letzter Junge am 10. November 1859 gestorben war, mußte ich, noch ehe die kleine Leiche bestattet, eine durchaus nothwendige Reise in die Nachbarschaft machen. Da ich in wenigen Stunden wieder zu Hause sein konnte, verließ ich meine Frau. Sie war auch sehr gekniet und getröstet mit dem Trost, den allerdings die Welt nicht hat, sie war sogar heiter und ausgeräumt, nur klagte sie ein wenig über ein gelindes Stechen in der Seite. Nach wenigen Stunden kehrte ich wieder zurück. Schon auf dem Hofe bemerkte ich eine auffallende Bewegung unter den Leuten und, als ich vorfuhr, kam mir meine Schwiegermutter mit den Worten entgegengeflürzt: „Ihre Frau ist nicht mehr, sie ist gleich todt!“ — „Todt?“ — rufe ich aus, springe vom Wagen und bete: „Herr lege mir nicht zu viel auf, nicht mehr als ich ertragen kann.“

„Ja todt!“ ist die Antwort, sie hat den Blutsprung bekommen gleich nachdem Sie fortgefahren waren, der Arzt ist auch schon hier gewesen, aber schon wieder fort-

*) Aus „Ut omnes unum. Auf daß Alle Eins seien. Correspondenzblatt zur Verständigung und Vereinigung der getrennten Christen.“ In Stellvert. redigirt von Pfarrer Joseph Dell in Zell. Erscheint monatlich einmal. Preis vierteljährlich M. 1.

gefahren, und als ich frug, wie es wäre, zuckte er mit den Achseln."

Ich werfe meinen Pelz ab und eile ins Schlafzimmer. Meine Frau war eben wieder aus einer langen Ohnmacht erwacht, streichelte mich und sagte nur mit matter Stimme: "ich sterbe". Dann schloß sie auch schon die Augen, verzog krampfhaft den Mund und die Schauer des Todes waren auf dem bleichen Gesichte gelagert. Ich gab der Wärterin den Auftrag, sie mit Wasser zu bespritzen und Tropfen zum Niesen zu geben, denn ich mußte mich durch Gebet zu fassen, zu sammeln suchen und ging deshalb in ein entfernteres Zimmer. Während ich noch dem Gebet oblag, hörte ich mit einem male wieder den Ruf: "sie ist todt, sie ist todt!" auf dem Corridore, und das Weinen und Schluchzen der zusammenstürzenden Mägde. Ich eile zu meiner Frau zurück, — sie liegt da mit starrem Munde, starren Mienen, starren Händen. — Die Wärterin raunt mir zu: "Wohl ihr, daß sie überwunden." — Da stand ich nun an ihrem Bette und betrachtete das eingefallene Auge, streichelte die kalten Wangen und rief ihren Namen, doch vergebens, sie war nicht mehr.

In der Angst meines Herzens wende ich mich an den heiligen Schutzengel: "Heiliger Schutzengel, eile hinauf zum Throne des Höchsten und bitte ihn, daß er mein Weib nicht außerhalb der Kirche sterben lasse."

Nachdem sich kaum dieses Stoßgebet meiner Brust entwunden, war es mir so, als wenn mir Jemand den Rath gebe: nimm kaltes Wasser, damit besprenge sie und rufe gleichzeitig deine Frau mit Namen. Ich sage also zur Wärterin: "Wasser her!" "Ach das hilft nichts, lieber Herr, lassen Sie Ihre Frau ruhig schlafen, sie ist wohlverwahrt, ich habe sie schon genug bespritzt und ihr diese vom Arzt verschriebene Essenz zu riechen gegeben, sie ist todt." —

Statt jeder Antwort nehme ich ein Gefäß mit kaltem Wasser, schendere meiner Frau eine Handvoll ins Gesicht und rufe gleichzeitig mit dem Wurf ihren Namen; nach dem zweiten Wurf wickte sie mit den Augen und nach dem dritten und vierten erwachte sie zu meiner Freude. "Wo bin ich?" frug sie, "ach Du da, warum hast Du mich nicht ruhig sterben lassen, ich habe solche schöne Musik gehört, wie sie nur Engel machen können, und nun soll ich dies Jammerleben wieder anfangen." "Ja, mein Kind", rief ich vor Freuden aus, "es ist ein Jammerleben, aber lebe mir zu Liebe, ich danke Gott, daß er mein Gebet erhört", darauf sah sie mich freundlich lächelnd an und sagte: "Wie mein Gott will, will auch ich."

Sie erholte sich nach und nach und gebar mir noch Ende des folgenden Jahres einen Knaben, der aber nach einigen Monaten wieder starb.

Im Spätherbste des Jahres 1861 verkaufte ich mein Gut, und da es mein sehnlichster Wunsch schon längst gewesen war, sobald wie thunlich, möglichst gleichzeitig mit meiner ganzen Familie, zur heiligen Kirche überzutreten, so wählte ich Reisse, wo, wie Sie wissen, mein jüngster Bruder katholischer Geistlicher ist und meine Mutter bei ihm lebt, zu meinem künftigen Wohnort.

Um jedoch die für eine Familie nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, schickte ich meine Frau mit unsern nunmehr einzigen Kinde, einem Mädchen von damals elf Jahren, zu ihren Verwandten, und reiste mit meiner alten 73jährigen Tante, die alles Kreuz und Leid mit uns getheilt hatte, nach Reisse ab. Dort angekommen trat ich denn auch bald zur heiligen Kirche über, da meine Sehnsucht so groß war, daß ich nicht länger auf meine Frau, die sich noch immer nicht recht geneigt gezeigt hatte, warten mochte.

Nachdem ich mich in Reisse umgesehen und Wohnung gemiethet, reiste ich Mitte Dezember wieder nach Pommern zurück, um Frau und Kind abzuholen. Da diese sich damals in Pyritz bei Verwandten aufhielten, so war dieser durch den hl. Otto berühmte Ort das Ziel meiner Reise.

Wenn schon geborener Pommer, war ich bis zu der

Zeit noch nie nach Pyritz gekommen. Sodann wanderte ich einige Tage nach meiner Ankunft mit meinem Töchterchen an der Hand den ziemlich weiten Weg hinaus zum Otto-Brunnen, um an dieser hl. Stätte die Fürbitte des hl. Otto für die Befehrung meiner Familie zu ersuchen.

Unterwegs schon bewegt von mancherlei frommen Gedanken, betrat ich den kleinen Hain, indem der Otto-Brunnen gelegen, welchem die umstehenden weitaftigen Linden im Sommer ein schönes Schutzbach gewähren. Ich wurde auch bald eines hohen Kreuzes in einer Umfassung ansichtig. Im Hintergrunde schimmerte ein Gebäude durch die Bäume, das ein Schullehrer-Seminar sein soll.

Ich lenkte meine Schritte zum Kreuze. Dasselbe ist etwa neun bis zehn Fuß hoch, aus polirtem rothem Granit und steht in einer ziemlich geräumigen Ummauerung von großen rothen ebenfalls polirten Granitblöcken an der Ostseite des Brunnens.

Von allen vier Seiten führen vier bis fünf granitne Stufen zu dem Wasser hinunter. Durch eine eiserne Pforte trat ich in das kleine Heiligthum. — Also auf dieser Stelle hatten einst meine heidnischen Vorfahren gestanden, um das hl. Sacrament der Taufe aus dem Brunnen vor mir zu empfangen; dort also, wo das Kreuz sich erhebt, mußte der hl. Otto gestanden haben in seinen Gewändern mit Mitra und Krummstab, noch einmal die wogende, nach Tausenden zählende Menge seiner Täuflinge ermahnend, die Gözen abzuschwören. Ich hörte ihn förmlich mit melodischer Stimme rufen: "Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken, insbesondere dem Triglas, dem Czernibog, dem Belbog, dem Radegast, der Herttha und allen übrigen Gözen, die ihr euch gemacht habt?" — Und es war mir, als wenn ich aus dem Brausen des Decemberwindes ein dumpfdröhnendes "Ja" vernähme. Darauf der Bischof weiter: "Willst du nun auf den heiligen christlichen apostolisch-katholischen Glauben getauft sein?" Ich vernahm dasselbe "Ja". Da sah ich schon im Geiste meine Altvordern in ihren rothblau- und rothgrün-gestreiften Wämsen und weiten blauen Hosen in malerisch-bunter Tracht dem hl. Brunnen zuwogen, in erster Reihe Edle aus dem Geschlechte der Miklas, Dums-las, Bork, Schwerin und Rammin in glänzendem Schmucke, aber barhaupt und ohne Waffen. Ich sah schon im Geiste, wie der Heilige, der mein Vaterland befehrt, seine hehren Augen voll Dankes gegen Gott über die reiche Ernte vor ihm gen Himmel richtete, dann sie trocknend noch einmal über die Menge und die edlen Gestalten vor ihm schweifen ließ, sein Gewand aufnahm und erhobenen Stabes und leuchtenden Blickes zur Quelle hinab stieg — als plötzlich in dem nahen Seminar die Mittagsglocke mich aus meinen Träumereien weckte. Ich blickte auf und die ganze Scenerie war verschwunden; statt des Bischofs stand da das rothe Kreuz, und, wo ich die Täuflinge gesehen, spielte der Wind mit dem dürrn Laube, dem Bilde aller irdischen Vergänglichkeit. Dann nahm ich mein Töchterchen an der Hand, schritt die Stufen hinunter zu dem hl. Borne, besprenge mich, besprenge sie mit dem hl. Wasser, kniete am Kreuze und betete: "Heiliger Otto, ruhmgekrönter Apostel meiner und meiner Frau Vorfahren, sieh' mich hier mit dem einzigen Kinde, das mir der Herr gelassen, mit wohlgefälligem Blicke an, siehe, ich bin der einzige katholische Pommer vielleicht, der seit Jahren an diesem Orte deiner Wunder, deiner Verherrlichung knieet, erhöre mein Flehen, bitte den Allmächtigen, daß er alsbald in seiner Gnade mein Vaterland wieder hinwende zu dem Glauben, den du hier dereinst hast verkündet und mit unzähligen Wundern bekräftigt, insbesondere erbitte ich deine Fürbitte für mein theures Weib, das ja jetzt hier auch an diesem durch deine Thaten berühmten Orte weilet, daß sie bald die Gnade Gottes empfangen, die Herrlichkeit seiner Kirche schaue und zu ihr, der Arche, in der allein nur Heil, zurückgeführt werde. Deßgleichen bitte ich dich, ersuche Gottes Gnade für mein Kind, das hier neben mir im Staube lieget, und alle

Mitglieder meiner und meiner Frau Familie. Heiliger Otto, erlebe für mich den wahren Geist, daß ich treu meinem Gotte, treu seiner heiligen Kirche erfunden werde und Treue bewahre bis zum Tage des Gerichts! Heiliger Otto, bitte für mich, meine Familie und mein Vaterland!" —

Durch dies mein Gebet, das ich mich bemüht, so viel als möglich dem Sinne nach wieder zu geben, gestärkt, stand ich auf, benetzte mich und die Kleine wieder mit dem heiligen Wasser und wollte schon gehen, als ich folgender Inschriften auf dem Denkmal gewahr wurde.

Auf der Ostseite des Kreuzes steht:

Ad fontem vitae hoc aditu properate lavandi

Constantis vitae janua XPS erit.

(b. h. Tretet hinzu zu der Quelle des Lebens, eilt, Euch zu waschen, sein wird Christus die Thür, die zur Beharrlichkeit führt.) Auf der östlichen Seite der Mauer steht die Inschrift: Bischof Otto von Bamberg taufte aus dieser Quelle die ersten Pommern am 15. Juni 1124.

Friedrich Wilhelm III. und dessen Söhne (folgen die Namen) errichteten dieses Denkmal zum Gedächtniß jenes Tages am 15. Juni 1824. Nachdem ich diese Inschriften gelesen, überblickte ich noch einmal dieses denkwürdige, ja heiligste Plätzchen Pommerns, um es recht meinem Gedächtnisse einzuprägen, und trat mit meinem Kinde den Rückweg an. Unterwegs beschäftigte mich der Gedanke, was für eine herrliche Kapelle wohl über dieser heiligen Quelle sich erheben würde, wenn die Pommern sich nicht vor dreihundert Jahren aus der Wiege des Katholicismus hinausgemacht hätten; welche heilige Hymnen würden da täglich erklingen, welcher Weihrauchdunst zum Himmel steigen, wo jetzt der rauhe Wind Laub und Gras und Staub ins Heiligthum jagt, und kaum Jemand des hl. Ortes, noch dessen, durch den er heilig, gedenket. Jedoch es wird Zeit, mein theurer Freund, daß ich zu der Lebensgeschichte meiner Frau, die Sie ja vor Allem haben wollen, zurückkehre. Ich hielt es aber, um für die späteren Ereignisse einen Anhaltspunkt zu gewinnen, für durchaus nothwendig, meines Ganges zum Otto-Brunnen oder wenn Sie wollen, meine Wallfahrt dahin zu erwähnen.

(Schluß folgt.)

Neues aus Kirche und Welt.

* Aus Rom wird dem „Münchener Fremdenblatt“ geschrieben: Das große Domfest in Florenz hat dem „Corriere del Mattino“, einem liberalen Blatte von Neapel, folgendes interessante Geständniß entlockt: „Nach 17 Jahren ist Florenz wiederum, wenigstens für einige Tage, Hauptstadt Italiens. Fürwahr, es hätte dies immer bleiben, oder es niemals werden sollen. Alles trug dazu bei, aus der Königin des Arno die natürliche Metropole des Königreichs zu machen: seine eminent italienische Geschichte, seine so reine Sprache, seine Kunstschätze, seine strategische Position. Rom hingegen ist eine univervelle und keine italienische Stadt. Die Welt kennt eben nur ein zweifaches Rom: das kaiserliche und das päpstliche; das königliche Rom erscheint daneben kleinlich und fast degradirt. Gigantische Ruinen und großartige Kirchen werfen ihre gewaltigen Schatten auf die gegenwärtige Regierung. Die italienische Monarchie fühlt sich daselbst unbehaglich, wie in einem Bande oder Hause, das ihr nicht gehört. Der König macht den Eindruck eines Gastes oder eines Vasallen des Papstes. Dieser sagt zwar, er sei Gefangener, in Wirklichkeit fährt er aber fort, moralisch der Herr zu sein. In Florenz hingegen war das Reich in seiner richtigen Mitte und an seinem wahren Plage. Die Stadt von Kaufherren und Kunstherren hatte dem neu erstandenen Italien keine so großen Erinnerungen entgegenzustellen. Die großherzogliche Stadt erhielt durch die Krone neuen Glanz und strahlte denselben auf den neuen Fürsten zurück. Wenn Italien stolz auf sie war, so konnte sie sich ihrerseits nicht gedemüthigt fühlen.

Allein man mußte nun einmal nach Rom gehen und muß dort bleiben, mehr in Folge eines Geschickes, als durch den Willen der Menschen. Die katholische Weltstadt konnte nicht die Burg der Reaction, ein Herd von Intriguen und ein für den Fremden offenes Thor bleiben. Aber den Sitz der Regierung hätte man nicht von Florenz weg verlegen sollen; die Monarchie hatte nicht nöthig, einen apostolischen Palast zu ihrer Residenz zu machen. Nichts als akademische Deklamationen zogen die Regierung nach dem Tiber: keine Traditionen, keine Aspirationen, keine Interessen. Rom gehörte allen Zeiten und allen Völkern an, ehe es unser war. Wenn die römische Frage zu lösen war, so hätte dies viel leichter vom Palazzo Pitti (in Florenz), als vom Quirinal aus geschehen können. Die in Wahrheit historische Hauptstadt Italiens wäre dann den fremden Regenten nicht verboten gewesen, und es hätten nicht zwei diplomatische Corps unsere Politik in Verlegenheit gesetzt. Und so hätte sich der religiöse Conflict bald aus Mangel an Reibungen zwischen den zwei, fern von einander wohnenden Gewalten ausgetobt.“ Würde nur die Erkenntniß, die in diesen Worten liegt, sich einmal allgemein in Italien Bahn brechen! Dann wäre in der That Hoffnung vorhanden, daß die römische Frage friedlich gelöst werden könnte. Allein davon sind wir noch weit entfernt, und wir fürchten, auch Fazzari, der mit seinem Versöhnungsprogramme so viel von sich reden macht, meint es ganz anders, als die Katholiken verlangen müssen.

* **Bruchsal.** Mit großer Befriedigung darf der Hofkirchenchor unserer Stadt auf das am 22. Mai veranstaltete cäcilianische Kirchengesangsfest zurückblicken, denn daselbe hatte sich einer ganz außerordentlichen Theilnahme aus allen Schichten der Gesellschaft zu erfreuen. Vielleicht noch nie seit ihrem Bestehen, barg die Hofkirche eine solche Menschenmenge, wie gestern Nachmittag. Eingeleitet durch eine Andacht mit kurzer Ansprache, reichte sich Chor an Chor von Stadt und Land, ihr möglichstes Bietend, um der wirklichen musica sacra Bahn zu brechen und neue Freunde zu erwerben. Unstreitig am besten von Allen ist dies dem Kirchenchor Ettlingen gelungen unter der bewährten Leitung des Herrn Chorregenten Decker, und wir können diesem reinen, vollen, fast vollendet schönen Chorgesang unsere aufrichtigste Bewunderung nicht versagen. Er kann allen übrigen Vereinen als Vorbild und als Beweis dafür dienen, daß der Zweck der Cäcilienvereine, nämlich wahrhaft kirchliche, Geist und Herz erhebende Gesänge beim Gottesdienst vorzutragen, nur dann erreicht wird, wenn die leitenden Faktoren mit vereinter Kraft zusammenwirken. Mögen sie nur muthig weiter arbeiten, an vollkommeneren Erfolgen wird es dann beim Eifer tüchtiger Dirigenten und beim guten Willen der Sänger nicht fehlen. Daß aber ein Vortrag, welcher die Schönheit und Erhabenheit der Choräle ausdrückt und dem Geist der Kirche, sowie deren Vorschriften entspricht, nur durch Vorsingen und Vorspielen kennen gelernt werden kann, davon überzeugten wir uns auch diesmal wieder. Wir bringen deshalb die Abhaltung eines Organistenturses in Bruchsal in empfehlende Erinnerung.

(Nach dem Bad. Beob.)

* **Berlin.** Der famose „Evangelische Bund“ will nun auch in Berlin einen „Zweigverein“ gründen. Zu diesem Zwecke erlassen mehrere Prediger einen Aufruf, der von Hekphrasen gegen die katholische Kirche strotzt. Die Diener am „lauteren Wort“ haben eine Heidenangst vor dem gutgeschulten Heere von „Geistlichen, Mönchen und Nonnen“, das demnächst auch Berlin überschwemmen und ihm „das Joch des mittelalterlichen Kirchenthums auflegen“ wolle. Man scheint durch die Heße also in erster Linie die Erlaubniß zu Niederlassungen in Berlin verhindern zu wollen, obwohl im Interesse katholischer Arbeiter, die hier vielfach der Socialdemokratie zufallen, eine Erweiterung der Seelsorge, besonders durch Ordensmänner, dringend geboten wäre. Die Herren vom

„Evangelischen Bunde“ aber müssen uns noch für sehr dumm halten, wenn sie uns Propaganda unter den Protestanten zutrauen. Die katholische Kirche hat hier zunächst Tausende katholischer Arbeiter wieder der Kirche zu gewinnen; an den der Socialdemokratie verfallenen Protestanten aber ist Hopfen und Malz zu sehr verloren, als daß katholische Orden ihre Zeit an sie verschwenden sollten. Jemanden das „Joch mittelalterlichen Kirchenthums aufzulegen“, dazu ist überhaupt Niemand in der katholischen Kirche im Stande, denn Zwangsmittel stehen uns ja in keiner Weise zur Verfügung. Wenn schließlich die Heger über den „unduldsamen, herrschsüchtigen Priestergeist“ und „ultramontane Bedrückungen und Lockungen“ lamentiren, so brauchen wir solchen Verleumdungen gegenüber nur an den Kulturkampf zu erinnern. Wer dort sich „unduldsam“ erwiesen, wer dort sich die exorbitantesten „Bedrückungen“ und „Lockungen“ hat zu Schulden kommen lassen, das ist weltbekannt. Und nun spielen Leute, die das alles gebilligt, die unschuldigen Männer!

* **Paris.** Der Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier und Karthago, welchem die bisherigen Subsidien für seine Propaganda in Nord-Afrika von der Kammer verweigert worden sind, weil seit geraumer Zeit in Paris, wo er predigt, Konferenzen veranstaltet und Gelder für sein Unternehmen sammelt. Am Himmelfahrtstage ging er selbst in der Kirche Saint-Philippe du Boule, von seinen Mönchen in ihren malerischen weißen Burnissen begleitet, mit dem Armensäckel herum, und es wird versichert, daß die Andächtigen denselben mit Gold und Banknoten für die afrikanischen Missionen füllten.

* In **Paris** ist ein Theater abgebrannt, wobei gegen 200 Personen ums Leben kamen.

* **Brüssel.** In dem Antwerpener Industrie-Palast, dem ehemaligen Mittelbau der Antwerpener Weltausstellung, welcher zum dauernden Gedächtniß an diese erhalten bleibt, ist seit einigen Tagen eine Ausstellung origineller Art eröffnet worden, welche zweifelsohne eben so interessant als lehrreich und nützlich ist, nämlich eine Briefmarken-Ausstellung. Man braucht gewiß kein Zünger des Briefmarken-Sammelsports zu sein, um einer derartigen Sammlung eine nähere Beachtung zu schenken. Man denke sich eine lange Reihe zierlicher Kästen, unter deren Rahmen im Ganzen eine Million Briefmarken verschlossen sind. In jedem Kasten befinden sich deren 50,000, welche in einzelnen Packetchen von je 100 Stück sortirt, und zwar zu den verschiedensten Figuren zusammengestellt sind. Im Anschluß an diese oft sehr gelungenen Zusammenstellungen treffen wir eine ganze Sammlung von „Gemälden“ an, Landschaften, Blumen- und Thierkopf-Studien, ja selbst ein höchst täuschendes Genrebildchen, betitelt „een Courtpraatje“, und alles das aus Briefmarken! Dieselben sind mit einem Talent zusammengesucht und mit einer Sorgfalt aufgeklebt, die man in der That bewundern muß. Ein wahres Meisterstück ist die Ansicht des Schlosses Bentheim; daneben fesseln zwei Briefmarken-Mosaiken unsern Blick, welche eine Höhe von 1,75 Meter haben und von Mitgliedern der Bruderschaft St. Jean-a-Deo in Gent angefertigt wurden. 75 Karten im vielgenannten „Bolaput“ und eine aus nicht weniger als 200 verschiedenen Postkorrespondenzarten bestehende Sammlung schließen sich diesen allerneuesten Arbeiten an. Auch ein mächtiger Briefkasten ist durch Nebeneinanderreihung verschiedenfarbiger Marken mit solcher modernen Flächenmalerei geziert; für Spezialisten und Fachkenner bezeichnen wir endlich die Anwesenheit einer Briefkarte, welche in 90 Tagen die Reise um die Welt gemacht hat und die Stempel aller Stationen trägt, auf denen sie angehalten wurde.

* **Irland.** Der Dubliner Appellhof verfügte am Samstag die Freilassung des Vater Kalleher aus dem Gefängnisse, wohin derselbe vor mehreren Wochen abgeführt worden, weil er aus Rücksicht auf das Beichtgeheimniß sich geweigert hatte, als Zeuge vor dem Bankrottgerichtshofe in Dublin zu erscheinen. Die Parlaments-

mitglieder Harrington und Redmond holten den Vater in der Equipage des Lordmayors von Dublin aus dem Kilmainham-Gefängnisse ab und bei seiner Ankunft in Dublin wurde ihm von Seiten einer großen Volksmenge ein enthusiastischer Empfang bereitet.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Gottesdienstordnung in der Domkirche für das hl. Fronleichnamsfest: Am Vorabend 4¼ Uhr 1. Vesper. In der Frühe um 5, 6, 7¼ und 7 Uhr hl. Messen. Um 8 Uhr Pontificalamt, hierauf Procession. Um 12 Uhr hl. Messe. Nachmittags 2 Uhr Predigt, hierauf Pontificalvesper vor ausgelegtem Allerheiligstem. Abends 7 Uhr sakramentalische Andacht. — Während der Octave an allen Werktagen um 8 Uhr Hochamt vor ausgelegtem Allerheiligstem, Abends 7¼ Uhr sakramentalische Andacht; an dem einfallenden Sonntag Hochamt um 10 Uhr, Abendandacht um 7 Uhr. Am letzten Abend der Octave — um 7¼ Uhr — feierlicher Schluß derselben durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof, mit Procession innerhalb des Domes.

* **Speyer.** Am 30. Mai starb Herr Pfarrer Wilhelm Dosten-dorp in Bräiden.

* **Speyer.** Nach der bis zum Jahre 1583 reichenden, durch den damaligen Sekretär des Domkapitels, Phil. Simonis, verfaßten „Historischen Beschreibung aller Bischöffe zu Speyr etc.“ war unsere Stadt, die ehemals einen nicht viel größeren Umfang hatte als jetzt, damals in 15 Pfarreien eingetheilt. Die Kirchen derselben waren: Der Dom, das St. Germansstift, St. Johannes- (Gnido-) Stift und Allerheiligenstift; sodann die Kirchen zu St. Stephan im deutschen Haus, zu St. Peter in der Nähe des Allerheiligenstiftes, zu St. Bartholomäus in der Wormserstraße, zu St. Jakob in der Jakobsgasse, zu St. Johannes in der Johannesgasse, zu St. Georg in der Großen Himmelsstraße, zu St. Martin in der Vorstadt Altspeyer, zu St. Aegidius in der Gilgenstraße, zu St. Maria Magdalena im Hasenpfuhl, zu St. Maria (später mit dem St. Germansstift vereinigt), zu St. Markus außerhalb des weißen Thores (später mit St. Stephan und St. Peter vereinigt). Dazu kamen noch viele Klosterkirchen und Kapellen. Im Laufe der Zeit gingen mehrere Kirchen an die Protestanten über, andere wurden in den schweren Kriegszeit, die Speyer durchzumachen hatte, zerstört und nach der großen französischen Revolution war Speyer bekanntlich nurmehr fast eine Ruine. Damals war die räumlich sehr beschränkte Klosterkirche im Hasenpfuhl die einzige kath. Pfarrkirche für Speyer, bis die Domkirche soweit hergestellt war, daß sie (im Jahre 1824) wieder dem gottesdienstlichen Gebrauch übergeben werden konnte. Seitdem ist die Domkirche die einzige katholische Pfarrkirche der Stadt. An sonstigen kath. Kirchen hat Speyer nur noch die genannte Klosterkirche und die Priesterseminarkirche, die jedoch nur aus dem Chöre der ehemaligen Dominikaner- oder Predigerkirche besteht.

Selbstverständlich bietet die Domkirche vermöge ihrer Räumlichkeiten und ihrer Gottesdienstordnung der 8—9000 Seelen starken kath. Gemeinde an und für sich reiche Gelegenheit zur Erfüllung der kirchlichen Pflichten. Allein die Lage des Domes am östlichen Ende der Stadt bringt die in entgegengesetzter Richtung wohnende Bevölkerung in eine zu große, mitunter sehr empfindliche Entfernung von ihrer Pfarrkirche, eine Entfernung, die um so mehr zunimmt, je mehr sich die Stadt, wie es thatsächlich geschieht, nach Westen ausdehnt. Man hat deshalb wegen an kompetenter Stelle schon seit einiger Zeit die Erbauung einer Kirche im Westen der Stadt in's Auge gefaßt und ist nun der erste bedeutende Schritt hiefür geschehen. Es wurde in der Carmeliterstraße ein geeigneter Bauplatz, der Garten des Herrn Rud. Sidl nebst Umgebung, circa 3000 Quadratmeter umfassend, um die Summe von 32,500 Mark von dem Präsidenten des Dompfarrfabrikrates im Auftrage des Bischöflichen Domkapitels erworben.

* **Speyer.** Zur Aufbringung der Mittel für den Neubau eines kath. Kirchleins (Vetsaales) zu Uffenheim in Mittelfranken, Erzbisthum Bamberg, wurde die Vor-

nahme einer Collette in den katholischen Kirchen der Regierungsbezirke von Niederbayern, der Pfalz und von Mittelfranken genehmigt. Im Bisthum Speyer wird diese Collette am Feste der allh. Dreifaltigkeit, Sonntag 5. Juni abgehalten.

¶ **Benningen.** Am 25. Mai übernahmen barmherzige Schwestern (Töchter des göttlichen Erlösers von Niederbronn) das von der verlebten C. B. Herrmann, geb. Walbschmitt, gegründete Maria-Catharina-Stift zur Gründung einer Kleinkinder-Bewahranstalt und zur Krankenpflege in hiesiger Gemeinde. Möge nun der Wunsch der edlen Stifterin erfüllt werden! — Zugleich wurden auch zwei gemalte Glasfenster, Herz-Jesu- und Herz-Maria-Medaillons, gestiftet von derselben Wohltäterin und hervorgegangen aus der Glasmalerei-Anstalt von Ostermann in Freising, im Chor der Kirche eingesezt. Beide Fenster in Antique-Glas ausgeführt, machen dem Meister alle Ehre.

Todes- Anzeige.

Gott dem Allmächtigen hat es in seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, unsern innigstgeliebten Sohn und Bruder

Anton Fuchs

nach langem und schmerzlichem Leiden, mehrmal versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im 24. Lebensjahre, zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Freunde und Bekannte bitten wir, seiner im Gebete zu gedenken.

Rülzheim, den 31. Mai 1887.

Für die trauernd Hinterlassenen:

Philipp Fuchs, Lehrer,
Vater.

Von Kreuzwegen

Bildhöhe 80 Ctm., Breite 62 Ctm., aus Terra-Cotta, fein polychromirt mit hübschen Eichenholzrahmen à M. 1800 per 14 Stationen und Bildhöhe 104 Ctm., Breite 82 Ctm. aus Terra-Cotta fein polychromirt mit hübschen Eichenholzrahmen à M. 4000 habe ich Probe-Stationen vorrätzig und lade Interessenten zur Besichtigung derselben höflich ein.

Hochachtungsvoll!

Aug. Müller,
Speyer a/Rh.

Ein Geistlicher sucht für seine Schwester eine Stellung, am liebsten in einem kath. Pfarrhause, wo sie die selbstständige Führung einer Haushaltung ganz erlernen könnte. Anmeldungen unter L. übermittelt die Expedition ds. Bl.

Ein **braver Junge** aus guter Familie kann das Blechschmiedwerk erlernen. Wo? Gest. zu erfragen bei der Expedition ds. Bl.

Ein **Mädchen** mit guten Zeugnissen sucht Stelle in einem Pfarrhause oder bei einer einzelstehenden kathol. Dame. Näheres bei der Expedition ds. Bl.

Crucifixe & Heiligenfiguren,

sowie **Weihwassergefäße** und **Kapellen** empfiehlt in großer Auswahl zu billigen Preisen

Aug. Müller, Speyer a/Rh.

Baumwollene und leinene

Kirchen-Spitzen

in hübsch kirchlichen Dessins und in allen Breiten empfiehlt billigt

Aug. Müller, Speyer a/Rh.

Verlag von **Friedrich Bueket** in Regensburg, New-York und Cincinnati, zu beziehen durch alle Buchhandlungen, in Speyer durch die **Ferd. Kleeberger'sche** Buchhandlung:

Magister Choralis. Theoretisch-praktische Anweisung zum Verständniß und Vortrag des authentischen römischen Choralgesanges, bearbeitet von Fr. X. Haberl. Achte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Druckgenehmigung des Hochwürdigen Bischöflichen Ordinariates Regensburg. 232 u. XVI Seiten. Gebunden Preis 1 M. 40 S.

Leben des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alfonsus Maria von Liguori von P. C. Dilgstron, C. SS. R. Mit Approbation des hochwürdigsten P. Generals der Congregation des allerheiligsten Erlösers und des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Regensburg. Nebst einem Bilde des Heiligen in Stahlstich. 2 Bände in gr. 8°. (I. Bd. VIII u. 544 S. II. Bd. 556 S.) Preis 8 M.

120 leicht ausführbare Gesperhymnen für sämtliche Sonn- und Festtage des ganzen Kirchenjahres. Gesammelt und herausgegeben v. Emil Nifel (Op. 16). 168 Seiten in Quart. Partitur. Gebunden Preis 9 M. (Sopranstimme M. 2.60; Altstimme M. 2.60; Tenorstimme M. 2.40; Bassstimme M. 2.60)

Für ein braves katholisches **Mädchen** wird Stelle gesucht. Dieselbe eignet sich für jeden Dienst, am besten für Kindeswärterin. Näheres durch die Expedition ds. Bl.

Herz-Jesu-Statuen

für den Monat Juni
in Eisenbeinmasse, weiß, 65 Ctm. à M. 9; 85 Ctm. à M. 14;
in " " fein polychromirt 60 Ctm. à M. 18; 75 Ctm. à M. 35.

Ferner **Thyroler Holz-Statuen** und solche der **Mayer'schen Kunstanstalt** aus **Steinmasse** und **Terra-Cotta** liefere in allen Größen zu Originalpreisen.

Aug. Müller,
Speyer a/Rh.

Processions-Laternen à M. 20 und M. 40 per Stück.

Processions-Kreuze à M. 16 bis M. 48 per Stück,

sowie alle sonstigen **Kirchengeräthe** empfiehlt billigt

Aug. Müller, Speyer a/Rh.

Für den heiligen Vater.

Wohnstube M. 22.50. Speyer Kloster St. Magdalena M. 3 und Pensionat M. 2.

Missionsverein.

Wohnstube M. 10.70. Großsichlingen M. 3. Speyer Kloster St. Magdalena M. 2.

Kindheit-Jesu-Verein.

Wohnstube M. 43.80. Großsichlingen M. 4. Kleinsichlingen M. 20 für ein Heidentkind, das „Maria“ zu taufen ist. Rülzheim M. 21 für ein Heidentkind, das „Joseph Anton“ zu taufen ist. Kapfweyer M. 42 für drei Heidentkinder, die „Franz Joseph“, „Maria Catharina“ und „Franz Friedrich“ zu taufen sind.

Für die Kirche in Münchweiler a. Rodalb.

Freinsheim M. 5.

Fruchtmarkt der Stadt Speyer vom 31. Mai.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.						Geslagen.		Gefallen.	
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	Geslagen.	Gefallen.	Geslagen.				
Weizen . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—	—	—	—
Korn . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—	—	—	—
Gerste . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—	—	—	—
Spelz . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—	—	—	—
Hafer . . .	6	6 25	6 25	6 25	—	05	—	—	—	—	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, H. Dörner in Kaiserslautern, St. Kast in Ebernoden, Kuppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 12. Juni. Joh. a. Jacundo, Vel.
Mont., 13. Antonius von Padua, Vel.
Dinst., 14. Basilius d. Gr., Bisch. u. K.
Mittw., 15. Von der Octave.
Donnerst., 16. Octave des Fronleichnamst.
Freit., 17. Herz-Jesu-Fest.
Samst., 18. Leo d. Gr., Papsi u. Kirchenl.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 12. Juni 1887.

Der Herz-Jesu-Monat.

Immer aufmerksam auf die Bedürfnisse ihrer Kinder, hat die göttliche Vorsehung zu allen Zeiten Sorge getragen, daß sie den Gefahren und Uebeln, welche im Laufe der Jahrhunderte über die Gläubigen hereinbrachen, die entsprechenden Schutz- und Heilmittel entgegensetzte. Als der Irrthum die Gottheit Jesu Christi bekämpfte, verklärte die Kirche die Wahrheit über die Person und die Natur des Sohnes Gottes. Als Irrlehrer gegen die Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente ihre Angriffe richteten, setzte die Kirche das Fest Fronleichnam ein und verordnete, daß die Gläubigen des ganzen Erdbereiches dem im heiligsten Sakramente verborgenen Sohn Gottes ihre Anbetung und Huldigung darbrächten. In unseren Tagen sind es besonders die Wunder der unendlichen Liebe Jesu, die man mißachtet und vergilt mit Undank, Haß und Verunehrung. Da diese Beleidigungen gerade gegen das Herz Jesu sich richten, so thun sie ihm weher als alle anderen Unbilden. Wird sich Gott von den Menschen abwenden und, wie sie es verdienen, sie dem Arm seiner Gerechtigkeit überliefern? Oder gibt es gegen so schwarzen Undank überhaupt noch ein Heilmittel? Doch, christlicher Leser, es gibt noch ein Heilmittel und Gott, dessen Barmherzigkeit unendlich, will es anwenden. Das Mittel des Heils ist kein anderes als das göttliche Herz Jesu selbst, das uns der Herr offenbart, daß er uns zeigt, wie es einerseits in Flammen der Liebe steht und in Liebe sich verzehrt, andererseits getränkt wird mit Bitterkeit und — verwundet, durchbohrt von Speer und Dornen — aus tausend Wunden blutet, die ihm die Sünden der Menschen schlagen.

Muß dieser Anblick nicht auf jedes noch gläubige Gemüth den tiefsten Eindruck machen? Werden nicht alle Christen, in denen nicht schon jedes Gefühl des Mitleids, des Edelmutheß und der Dankbarkeit erloschen ist, sich mächtig angetrieben fühlen, die ihrem Herrn und Heiland zugesügten Unbilden wieder gut zu machen? Wenn wir einen Freund haben, der in großer Betrübniß ist, halten wir es nicht für heilige Pflicht, ihn zu trösten? Wo ist ein gut geartetes Kind, dem die Seufzer einer bedrängten Mutter, die Mißhandlungen eines theuern Vaters nicht tief zu Herzen gehen? Nun, Jesus ist uns mehr als Freund, mehr als Vater und Mutter. Ach! und wir sehen ihn in so tiefer Betrübniß, in so schwerer Mißhandlung, daß er gleichsam seufzt und seine Freunde, seine

Kinder bittet, sie möchten ihm Beweise ihrer Treue, ihrer Liebe, ihres Dankes geben, um dadurch sein Herz zu trösten für die Fluth von Unehren und Beleidigungen, die im Sakramente der Liebe gegen ihn hereinbrechen.

Siehe da, christlicher Leser, Zweck und Gegenstand der Herz-Jesu-Andacht, und Zweck und Bedeutung des Herz-Jesu-Monats. Je mehr der Herr im Sakramente seiner Liebe von Un- und Irrgläubigen, von den Sündern und Gottlosen verunehrt und beleidigt wird, um so eifriger sollen alle treuen Christen ihm Beweise ihrer Liebe, ihres Dankes, ihrer Hingebung darbringen.

Zu diesem Ende feiert die Kirche im Juni ein eigenes Fest zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu und will, daß jeder Tag dieses Monats dieser Andacht geweiht sei. Eben so will sie, daß das ganze Jahr hindurch der erste Freitag eines jeden Monats den Gläubigen das heiligste Herz Jesu vor Augen stelle, um sie anzueifern, durch Empfang der hl. Communion, durch feierliche Andachten und Abbitten die ihm zugesügten Beleidigungen wieder gut zu machen.

Das sind, christliche Leser, die frommen Uebungen, denen du vorzugsweise in diesem Monate obliegen sollst. Vielleicht sagt dir dein eigenes Gewissen, daß du selbst nicht frei bist von Verunehrungen und Beleidigungen des göttlichen Herzens. Dann sei um so mehr bemüht, für die Schmerzen, die du ihm zugesügt, Trost zu bringen. Eine besondere Freude wirst du ihm bereiten, wenn du in dieser Meinung recht würdig und andächtig zu den hl. Sakramenten gehst. Aber auch andere kleine Andachtsübungen unterlaß nicht. Ein Stoßgebetchen wie: „Süßes Herz Jesu, gib, daß ich immer mehr dich liebe!“ würde schon hinreichen, wenn du es öfters an deinen Heiland im Sakramente richtetest. Auch sollte es keine Familie geben, die nicht ein Bild des heiligsten Herzens besäße und verehrte. Hat nicht der Heiland selbst verheißen, daß er sogar die Häuser segnen wolle, in denen man ihn unter dem Bilde seines Herzens verehrt? Und wie reich wird und muß er dann diesen Segen über jene Familien ausgießen, die in diesem Monate dies sein Bild mit Blumen schmücken und vor demselben ähnlich wie im Maimonat vor dem Bilde der Muttergottes — niederknien und eine kleine Hausandacht halten! (Bonif.-Vote.)

Eine barmherzige Schwester.

Ein französischer Officier, der im Kriege 1870/71 verwundet und von der Schwester Klara verpflegt wurde, hat darüber Aufzeichnungen veröffentlicht, welche das Verhältniß der Nationen in unserer Ordensthätigkeit, und mittelbar deren sociale Bedeutung für heutige Tage der Zerrissenheit vorführen:

„Die arme Schwester Klara! Noch sehe ich sie vor mir, wie sie über das blutige Stroh unseres Feldlazareths wegschreitet, unempfindlich gegen den rollenden Kanonendonner, unerschrocken beim Brande der letzten Häuser des Dorfes, deren unheilvolles Roth auf unsern bleichen Gesichtern wiederstrahlte. Aber wie sie auf die leiseste Klage, den geringsten Seufzer eines jeden Blessirten lauschte! Ueberall und Allen zu gleicher Zeit war sie behilflich. Welche Seelenstärke hatte der Herr in diesen schwachen Körper gelegt! Kaum hatte man sie erblickt, so fühlte man schon vor den Lippen den erquickenden Trank, welchen man sich nicht getraute zu erbitten. Oeffnete man die siebergelühenden Augen, so sah man das fromme und liebevolle Antlitz, das so lächelnd, so ruhig und so entschlossen war, daß man Alles vergaß, seine eigenen Schmerzen, die Preußen, deren Gewehrfeuer auf allen Seiten knatterte, und die Feuersbrunst, welche unserer Scheune, die als Lazareth diente, immer näher rückte. Gute Schwester! Vor Gott, wo Du jetzt bist als Opfer Deines guten Herzens und Deines Glaubens, vernimmst Du gewiß den Dank und die Gebete jener Leidenden, die bis an ihr Ende an Dich denken werden, und jener Todten, welche durch Deine Hilfe mit Trost und Hoffnung zum ewigen Schlummer sich niederlegten.

Es war am 16. August 1870, am Abende eines der blutigsten Schlachtstage der Weltgeschichte. Die Verwundeten langten haufenweise an. In eine Scheune zu Rezonville (bei Mars la Tour) legte man die Blessirten nieder, welche man wegen Heftigkeit der Schmerzen nicht weiter transportiren konnte. Die ersten Arme, welche man hilfslich sich aussuchen sah, waren die der kleinen Schwester, mit dem Lächeln auf den Lippen und mit den Thränen in den Augen. Welcher Trost ist es, wenige Schritte vom Schlachtfelde und dem wüthenden Kampfe, von dem schlüpftrigen und blutgetränkten Plaze, wo man fürchten mußte, unbeachtet seinen letzten Seufzer ausstoßen zu müssen: welch' ein Trost, sage ich, ist es, Zeuge zu sein von solch' heldenmüthiger Nächstenliebe, welche nicht nur die Wunden verbindet, sondern auch die Niedergeschlagenheit des Blessirten wegzaubert!

Arme Schwester! Um Wasser zu holen, wornach fünfzig Stimmen in jedem Augenblicke wimmerten, mußtest Du in den Kugelregen hinaus, und alle fünf Minuten holtest Du zwei Krüge voll, so heiter und ruhig, als ob Gott Dich unverwundbar gemacht hätte. — Nachdem unsere Armee fünfzehn Stunden mit der deutschen Armee gerungen und auf dem Schlachtfelde gelagert hatte, mußte sie gegen Metz sich zurückziehen. Eilig räumte man alle Ambulanzen, denn die preussische Armee folgte uns auf dem Fuße. Die in überstürzender Hast weggeschafften Kranken wurden auf den Karren und Tragbahnen zusammengehäuft. Welche Schmerzensrufe! Wie viel Peinen und Leiden! Und dennoch fandest Du, arme Schwester, welche Du seit achtundvierzig Stunden keinen Schlummer, keine Minute Ruhe genossen hattest, immer noch Kraft in Dir, um die unglückliche Colonne von vorne bis hinten zu durchwandern, dem Einen einen Trunk Wasser, dem Andern ein liebevolles Wort zu schenken, mit Deinen Armen hier ein niedersinkendes Haupt zu stützen, dort einen unglücklichen Amputirten ein wenig besser zu legen. Dann gingst Du an das Ende des schauerlichen Zuges. — Ach! Kaum eine halbe Stunde war vergangen, da durchbohrte Dich eine Kugel, während Du eben einen Schwerverwundeten in Deinen Armen hieltest. Eine

Schwadron Ulanen schnitt unsere Ambulanz ab und nahm uns gefangen.

Arme Schwester! Eine feindliche Kugel hat Dir das Grab bereitet, wo Du jetzt schlummerst inmitten Jener, an welche Du so viele Liebe verschwendet hast. Jene aber, welche Dich überlebten, werden bis zum letzten Athem Deiner nie vergessen. Wohl Mancher unter ihnen weiß nicht, wie die Trinitarierschwestern geheissen hat, die im Orden den Namen Klara bekam und in den langen Leidensnächten wie ein himmlisches Bild der christlichen Nächstenliebe durch die Reihen der Stöhnenden wandelte. Ungekannt schlummerst Du unter der Erde Lothringen's; aber bis zum letzten Tage lebst Du in der Erinnerung Deiner Kranken, welche Du getröstet und gepflegt hast.“

Verachte keinen Menschen.

Vor einigen Jahren lud ein Landmann auf dem Hofe eines reichen Fabrikanten ein Fuder Holz ab. Da sah er, daß einige Fabrikarbeiter einen neuen Schleifstein aufstellten und den alten nur halb verbrauchten in die Ecke rollten. Als der Bauer nun hinaufging, um sein Geld zu holen, sagte er: „Herr, Ihre Arbeiter haben soeben einen neuen Schleifstein aufgestellt; den alten könnte ich wohl noch gebrauchen, um Geräthe darauf zu schärfen, was soll ich dafür bezahlen?“

„Den könnet Ihr umsonst aufladen, damit er uns nicht mehr im Wege liegt.“

„Das ist ja schön“, versetzte der Bittende, „so will ich Ihnen mal einen Gefallen wieder erzeigen, ich danke vorläufig.“

„Was? Ihr wollt mir Gefälligkeiten erzeigen? Was macht Ihr aus Euch selbst? Wenn ich Euer bedarf, so will ich's schon lohnen, nehmet Euer Geld und haltet mich nicht länger auf!“

Indem der Mann nun seinen Geldbeutel zuschnürte, seinen Kittel aufschürzte, um ihn einzustecken, machte er zum Abschiede eine Verbeugung und sagte: „Herr, verzeihen Sie mein Anerbieten, ich dachte dabei an das Sprichwort, welches unter uns Leuten gilt: „Lebendige Menschen begegnen sich immer wieder.““ Dann ging er fort, hob den Schleifstein auf den Wagen, setzte sich darauf, ließ seine Rößlein langsam gehen und dachte lange nach, ob er unrecht und unbescheiden geredet. Aber er tröstete sich damit, daß er doch nur die Wahrheit gesprochen habe. Hat nicht nach der Fabel die kleine Biene der großen Taube, die kleine Maus einem starken Löwen das Leben gerettet? Zu Hause angelangt, erzählte er den Vorfall, und sein neunjähriger Knabe mußte aus seinem Lesebuche die Fabel von der dankbaren Biene und dem dankbaren Löwen vorlesen. Die Frau aber sagte: „Du hast ganz Recht, aber Du hättest es bloß denken, nicht auch sagen sollen. Meine frühere Herrschaft, goldreiche Leute, wollte weder Einwendungen noch Gegenreden, sondern demüthiges Schweigen. Wenn sie mich verächtlich behandelten, als wäre ich kein menschliches Geschöpf, schwieg ich still, dachte aber zum Troste an die Lehren des Katechismus vom Ebenbilde Gottes und tröstete mich mit dem Gedanken: „Ich habe so gut eine unsterbliche Seele, wie ihr, ich habe in der Kirche und vor der Himmels Thür so viel Recht wie ihr. So dachte ich und schwieg still.“

So oft der Landmann in den ersten Tagen auf dem Schleifsteine Sense, Sichel oder Hacke schloß, dachte er an seine und des Fabrikanten Worte und setzte lächelnd hinzu: „Ich wollte, ich hätte noch mal Gelegenheit, dem Herrn einen Dienst zu leisten.“

Die Gelegenheit bot sich wieder Erwarten bald dar. Als er am folgenden Sonntage zur Vesper ging, sah er schon in der Ferne eine Kutsche im tollsten Laufe heranzufahren; die Pferde waren schon geworden, der Kutscher war vom Boock gestürzt, und der Wagen schwankte oft

auf zwei Seitenrädern. Der Herr im Wagen — es war der reiche Fabrikant — hatte die Scheiben des Wagens zerschlagen und schrie um Hilfe. Da ist es Zeit, dachte der Landmann, jetzt oder nie, Gott im Himmel steh mir bei! Mit diesen Worten riß er ein Brückengeländer los, hielt es den Pferden vor, hemmte ihren Lauf und griff bewältigend in die Zügel. Zitternd standen die Thiere da, aber der Wagen hielt, und Leichenblatz sprang der wohlbeleibte Herr heraus. „Was ich gepackt habe, halte ich fest, wie Samson“, sagte der glückliche Retter. „Seien Sie nur ruhig, alle Gefahr ist vorüber.“

Der Herr aber zog seine wohlgefüllte Börse aus der Tasche und wollte sie dankend seinem Lebensretter aufdringen. Dieser weigerte sich jedoch standhaft und sagte: „Sehen Sie, lebendige Leute begegnen sich immer wieder. Das ist der Gegendienst für den alten Schleifstein, den Sie mir geschenkt haben!“

Diese Erzählung, die buchstäblich wahr ist, mahnt recht ernst an das Sprichwort: „Verachte keinen Menschen.“

Der Herr ist in seinen Heiligen mächtig.

Eine Conversations-Geschichte.
(Schluß.)

Nach wenigen Tagen ermöglichte ich denn nun auch die Ueberfiedelung nach Reisse; indessen hatte ich, noch vor unserer Abreise aus Pommern, meiner guten Frau, die aber leider immer noch voll von protestantischen Vorurtheilen war, fest versprechen müssen, sie nie zum Uebertritt in die katholische Kirche zu zwingen. Sie wollte wahrscheinlich, bevor sie in das katholische Reisse einzog, sich in ihrem Protestantismus förmlich verschanzen. Anfangs Januar 1862 traf ich denn nun auch glücklich mit den Meinen in Reisse ein, obgleich der schwache hüftelnde Zustand meiner Frau mir schon damals viele Besorgniß einflößte. Nicht minderen Kummer machte mir der Umstand, daß meine Frau statt dessen, daß ich im Umgange mit lauter Katholiken eine Annäherung an den Katholicismus gehofft hatte, eine viel schroffere Stellung denn Jahre lang zuvor einnahm. Namentlich wollte sie nicht zugeben, daß die Tochter in der katholischen Religion unterrichtet würde.

Den höchsten Grad erreichte ihr Widerwille gegen die heilige Religion in den Tagen des vierzigstündigen Gebets vor den Fasten, wo ich täglich in der Pfarrkirche mehrere Stunden verweilte, ja er sprudelte vollständig über am letzten Tage, wo ich Nachmittags um drei Uhr wieder fortgegangen und erst Abends um neun Uhr wieder heimkehrte. Da schalt sie sehr über das viele übertriebene Beten und Beichten Tag aus und Tag ein, und erklärte, daß sie nun und nimmermehr zugeben würde, daß ihr einziges Kind in einer so übertriebenen Religion erzogen und unterrichtet würde. Als mein Töchterchen, das leider diesen Herzenserguß angehört hatte, zu Bette gegangen war, bat ich sie um Christi Willen, dem Seelenheil der Kleinen nicht mit Religionspötereien entgegenzutreten, da es mein fester väterlicher Wille sei, daß mein Kind in der Religion, nach der ich so viele lange Jahre gerungen, unterrichtet werden solle.

Nach diesem Vorgange legte ich mich an diesem unvergeßlichen Abende des vierten März sehr betrübt und niedergeschlagen zu Bett. Während meine Gedanken umherschweiften und keine Ruhe finden wollten, trat mir plötzlich Pyritz mit dem Otto-Brunnen vor die Seele. Hier in diesen Nothen muß Sanct Otto helfen, dachte ich, und rief nun recht herzlich seine Fürbitte an, und zwar um so eifriger, weil ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, daß ich der einzige Pommer sei, der seiner Hilfe begehre. — Beruhigt und getröstet schlief ich auch alsbald ein. — Am andern Morgen ging ich sehr früh in die Pfarrkirche zum Empfang der heiligen Communion, und lehrte schon wieder, als meine Frau eben erst erwacht

war. Sie verhielt sich auffallend still und einsilbig, was ich aber auf unsere Unterhaltung am Abend vorher bezog. Indessen ich hatte mich geirrt, denn nach einiger Zeit brach sie ihr Schweigen und erzählte mir Folgendes:

„Ich hatte gestern Abend, bald darauf nachdem Du zu Bett gegangen, einen recht merkwürdigen Traum gehabt, wenn man dies Ereigniß einen Traum nennen kann. Es erschien mir nämlich ein Bischof, ein freundlicher alter Herr mit langen grauen Locken, die ihm auf das Gewand herabfloßen, hinten hatte er eine Kapuze, beinahe so, wie ich sie einmal an dem Franziskanermönch aus Lont gesehen. Er trat an mein Bett, setzte sich auf den Stuhl vor demselben und sprach wundervolle Worte des Trostes zu mir. Ach, ich war so recht glücklich! Darauf nahm er Abschied, segnete mich und sagte, daß er in vier Wochen wiederkommen wolle. Als er fortging, sah ich ihm nach und bemerkte noch, wie er diese offene Thür nach der Vorderstube etwas bewegte, und, als seine langen Locken hinter der Thüre verschwanden, fand ich mich aufrecht vollständig wach im Bett sitzen. Es kann also doch, da ich wach war, kein Traum gewesen sein.“

„Darauf schlief ich wieder ein und, nachdem ich einige Zeit geschlafen, war es mir, als wenn diese vier Wochen verfloßen wären. Da sah ich mit einem Mal unsere ganze Wohnung erhellt und erblickte denselben Bischof in hellem Glanze, der aber von ihm ausging, vor mir stehen. Es war mehr wie Tageshelle; er kam aber nicht allein, sondern hatte noch mehrere Priester und Chorknaben in weißen Chorhemden, die allesamt brennende Kerzen in den Händen trugen, bei sich. Der Bischof kam noch freundlicher, wie das erste Mal, zu mir ans Bett. Mein Herz aber jubelte laut auf und flog ihm förmlich entgegen. Er sprach noch trostreicher, wie das erste Mal und ich war übergelukkig. Darauf schüttete ich ihm mein Herz aus und beichtete Alles; dann kam ein anderer Priester und gab mir das heilige Abendmahl. Während mich der Bischof zum Abschiede wieder segnete, war es mir, als wenn noch viele Leute zum heiligen Abendmahle gingen. Ich war aber so selig, als wenn ich im Himmel wäre und fühlte überirdische Wonne, bis ich erwachte.“

Es war ein Glück, daß meine Frau mein Gesicht bei dieser Erzählung nicht beobachten konnte, weil ich solche Stellung eingenommen, daß sie es nicht zu sehen vermochte, denn sonst würde sie mein großes Erstaunen auf demselben gelesen haben. Ich unterbrach sie auch nicht, denn mir war so zu Muth, als wenn mein Herz sollte stille stehen und sagte nur, nachdem sie geendet: „Mein Kind, das ist der hl. Otto, der Apostel unserer Voreltern gewesen und ist dies in der That ein sehr merkwürdiger Traum.“

Da ich mir gar nicht recht zu helfen wußte, weil hier sich Gott sichtbar in seinem Heiligen einflußreich bewiesen, ging ich alsbald, ohne weiter ein Wort über diesen merkwürdigen Traum mit meiner Frau gesprochen zu haben, zu meinem Bruder und mit diesem zu meinem Beichtvater P. R., erzählte diesem den ganzen Verlauf und bat um Rath. Dieser fromme Geistliche verbat mir nun, da Gottes Gnade sichtbar walte, mit meiner Frau über Religion zu sprechen, gebot mir vielmehr, sie ruhig ihres Weges gehen zu lassen und nur dann Rede und Antwort zu geben, wenn sie aus eigenem Antriebe über religiöse Dinge zu sprechen anfinge. Ferner ordnete er eine neun-tägige Andacht zu allen Heiligen an, wo wir hinter dem hl. Franziscus einschalten sollten: „Heiliger Otto, Apostel der Pommern, bitte für uns! —“

Am neunten Tage gingen wir zu den hl. Sakramenten und ließen noch eine dreitägige Andacht zum hl. Joseph, dessen Fest gerade damals traf, nachfolgen.

Wie wir nachträglich erfuhren, hatten sich, wahrscheinlich auf Betrieb meines guten Beichtvaters, außer unserer Familie noch mehrere andere fromme Seelen bei dieser neun- und resp. dreitägigen Andacht theilhaftig. Auch ließen mein Bruder und ich eine hl. Messe in Bamberg am

Grabe des hl. Otto durch den erzbischöflichen Sekretär A. daselbst lesen, der wir uns in Reife am vorherbestimmten Tage bei einer hl. Messe in Gedanken angeschlossen.

Ohne irgend welches Religionsgespräch mit meiner Frau kam der Abend des 29. März heran, wo sie mich aus dem Nebenzimmer zu sich an ihr Krankenbett rief, mich setzen hieß und dann plötzlich begann: „Ich fühle, daß ich mich mit Gott ausöhnen muß, und zwar je eher je lieber, denn meine Entbindung naht heran und wer weiß, ob ich bei meiner Schwäche mit dem Leben davon komme. Ich will zum hl. Abendmahle gehen.“

In der festen Meinung, daß sie einen lutherischen Geistlichen haben wolle, da sie sehr wohl wußte, daß ihrer drei am Orte seien, frug ich, wen sie haben wolle? Zu meinem Erstaunen nannte sie meinen Bruder. Als ich ihr entgegnete, daß sie dann aber erst katholisch werden müßte, antwortete sie: „Das will ich ja auch!“

Also nun war mit einem Male die harte Rinde gebrochen durch die Gnade des Allmächtigen und die Fürbitte des heiligen Otto! — So urplötzlich hatte ich die Sinnesänderung nimmer für möglich gehalten, vielmehr glaubte ich einer ähnlich langen Zeit, wie der Herr von Beckedorf entgegenharren zu müssen. In freudigster Aufregung schickte ich noch denselben Abend zum Bruder, den meine Frau auch selbst verlangte. Dieser war nicht minder erstaunt, aus ihrem Munde ihr Begehren zu vernehmen. Da mein Bruder nicht die erforderliche bischöfliche Vollmacht hatte, wünschte sie, in die Hände des Hrn. Erzpriesters N. in D., den sie in früherer Zeit kennen gelernt hatte, das Glaubensbekenntniß abzulegen. Derselbe wurde nun am andern Morgen durch einen expressen Boten von dem Anliegen meiner Frau in Kenntniß gesetzt, worauf er sich auch am Nachmittage des Sonntags Lätare („Freuet Euch“), am 30. März, zur Kranken hinbemühte; denn meine Frau konnte Schwäche halber seit längerer Zeit das Bett nicht mehr verlassen. Inzwischen war die Genehmigung vom betreffenden Ortspfarrer eingeholt, und um 4 Uhr gedachten Sonntags war meine Frau ein Mitglied der heil. Kirche, beichtete dann reumüthig und empfing aus den Händen meines Bruders später das heil. Abendmahl. Am Abend dieses Tage Lätare, für uns der höchste Freudentag geworden, fiel uns erst ein, daß Tags darauf die vier Wochen, von denen der hl. Otto bei seiner ersten Erscheinung gesprochen, verfloßen seien. Das hl. Sakrament, das sie damals im Traume genossen, war ihr jetzt in Wirklichkeit zu Theil geworden. Wir aber lobten Gott und dankten ihm.

Wenige Tage darauf am 1. April wurde die Conventin von einem Töchterchen glücklich entbunden, aber in kurzer Zeit so leidend, daß wir ihren Heimgang befürchteten, weshalb mein Bruder ihr das Sakrament der letzten Oelung ertheilte. Indessen bald nach Empfang desselben ließen die Schmerzen nach, und sie bekam Ruhe und Schlaf. Nach etwa 10 Tagen beichtete und communicirte sie noch einmal, worauf im Seelenleben der Kranken eine große Veränderung eintrat. Sie wurde nicht müde mit ihrer schwachen Stimme Gott zu loben, beim Anblick eines Crucifixes oder bei Nennung des süßen Namens Jesus blickte sie nach oben und drückte die dünnen Arme an die Brust. In schlaflosen Zeiten hat sie die wachende graue Schwester, ihr etwas von der Mutter Gottes, vom Christkinde, vom Himmel, den heil. Engeln u. s. w. zu erzählen, sie klatschte dann oftmals vor lauter kindlicher Freude in die Hände und rief: „Du großer lieber Gott, wie gut bist Du!“

Jeden Geistlichen, der etwa zu mir kam, ließ sie bitten, ihr den Segen zu geben. Tags vor ihrem Tode dankte sie mir noch mit reichlichen Thränen für den Weg zur Kirche, den ich ihr gezeigt und rief, indem sie mich umarmte: „Ach wie glücklich hast Du mich gemacht, lieber Mann, ich danke Dir; ach du großer, lieber Gott, mir ist so leicht, ich könnte fliegen.“

Am andern Tage, als am ersten des Marienmonates, Nachmittags halb 3 Uhr erwachte sie aus einem langen Schlummer, den wir schon für den letzten gehalten, blickte nach der Wand, wo sonst ein Crucifix gehangen, das wir ihr aber bereits in die erstarrten Hände gegeben, und, als sie dort nicht fand, was sie suchte, sah sie mich und meinen Bruder der Reihe nach an, dann schaute sie gen Himmel, eine große Thräne trat in ihre Augen, — noch drei Athemzüge — und die Dulderin hatte überwunden.

Niemand anders als ihr heil. Engel hatte sie auf 1½ Jahre von Gott fürs Leben und die heil. Kirche erfleht, und Niemand anders als ein Heiliger, erscheinend im strahlenden Glanze des himmlischen Hochzeitskleides, war ihr Befehrer. Muß man da nicht in den Staub sich senkend ausrufen: „O Herr, wie wunderbar sind deine Wege und unerforschlich deine Rathschlüsse!“

Die körperliche Hülle aber der so selig Verstorbenen harret auf dem Kirchhof St. Jerusalem zu Reife dem Auferstehungsmorgen entgegen.

Wenige Wochen nach der Mutter starb das am 1. April geborene Töchterlein und wurde am Tage des heil. Otto, am 2. Juli, der Mutter im Grabe zugesellt.

Noch ganz erfüllt von der großen Gnade, die Gott meinem guten Weibe in den letzten Lebensstagen durch die Fürbitte des heil. Otto erwiesen, bekamen mein Bruder und ich bald darauf ein getreues Abbild des Grabmahls des heil. Otto zu Bamberg mit einigen Reliquien dieses Heiligen in einer silbernen Kapsel, von dem schon oben erwähnten erzbischöflichen Sekretär daselbst geschenkt, mit dem Bemerkten, daß das Bildniß des hl. Otto, wovon das übersandte Sepulkrum ein getreues Konterfei, aus der grauen Vorzeit stamme. Wir waren nicht wenig erstaunt, lange Ringellocken aus der Mitra auf das bischöfliche Gewand herabquellen zu sehen, ganz so, wie meine Frau die Erscheinung des hl. Otto beschrieben. Gelobt sei Gott, der da in seinen Heiligen mächtig ist! —

Ein wie staunenswerthes und in die Augen springendes Zeugniß für die Wirksamkeit der Anrufung der Heiligen nun auch die wunderbare Bekehrung meiner Frau darlegt, so halte ich es doch für meine Pflicht, alle Gnaden, die unserer Familie in so reichem Maß zu Theil geworden, auf viele Jahre rückwärts schon dem stillen Wirken des hl. Otto zuzuschreiben.

Wie Sie wissen, war mein Vater in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts lutherischer Pfarrer auf der Insel Usedom. Einsam und abgeschlossen von der Welt in stetem Anblick einer großartigen Natur und des ihn umgebenden Meeres, beschäftigte er sich mit Poesie. So besang er denn auch zum 700jährigen Jubelfeste der Bekehrung der Pommeren den hl. Otto in zehn Gesängen, die wieder in achtzeilige Stanzas abgetheilt waren. Fast zwei Jahre war diesem Heiligen sein täglicher Gesang zugewendet, wenn auch nicht im katholischen Sinne, aber er besang ihn doch. Sein Werk erschien damals in Commission bei Koch in Greifswald unter dem Titel: „Bischof Otto von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern“. Da er es aber auf Subscription herausgab und allein Verleger war, so setzte er einen großen Theil seines Vermögens dabei zu. Nach einigen Jahren auf eine einträglichere Stelle auf derselben Insel versetzt, fügte es Gott, daß er in der Stadt Wolgast die Bekanntschaft mit dem in dem märkischen Kirchenblatt vor mehreren Jahren vortrefflich charakterisirten P. Zink aus Stralsund machte, und durch ihn die der apostolischen Väter. Mein Vater studirte eifrig einen nach dem andern, und eine Hülle nach der andern fiel von seinen Augen, bis er endlich den Katholicismus in seiner Wahrheit und Herrlichkeit ganz erkannte und majestätisch dastehen sah, sein einträgliches Pfarramt aufgab und in seiner letzten Schrift „Sigmund Hager oder die Reformation“ sein katholisches Glaubensbekenntniß aushauchte. Zwar war es ihm nicht vergönnt, da er plötzlich am Gehirnschlage starb, und da er leider aus pekuniären nothgezwungenen Gründen seinen Uebertritt

bis zum Abschluß dieses eben erwähnten Werkes verschoben, noch äußerlich zur hl. Kirche überzutreten. Indessen hat sein Ringen und Streben nach der allein wahren Kirche uns Brüder alle bis auf einen in dieselbe hineingeführt, desgleichen meine Mutter, meine alte Tante, die noch im 73. Lebensjahre zurücktrat, und endlich ja auch meine Frau.

Ist es bei einer so reichen Ernte in einer Familie nicht natürlich und vernünftig, anzunehmen, daß der hl. Otto, dessen kaum sonst Jemand in Pommern mehr gedenkt, der Angehörigen desjenigen bei Gott mit seiner kräftigen Fürbitte gedachte, der ihn viele Wochen, ja Jahre lang von früh bis spät in einem Ehrenkranze besungen?"

So weit haben wir den Wittwer der so wunderbar Bekehrten sprechen lassen, da es darauf ankam, die von ihm theilweise noch vor und theilweise gleich nach dem Tode seiner Frau stets in frischster Erinnerung niedergeschriebenen Thatfachen wörtlich und unverfälscht wiederzugeben. Der fromme Leser aber wird um ein Memento für den Sänger des hl. Otto und die von diesem Heiligen Bekehrte gebeten.

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** Die Allocution des hl. Vaters, speciell der auf Italien bezügliche Theil derselben, hat in italienischen Kreisen große Erregung hervorgerufen. Sämmtliche größere liberale Blätter besprechen die Anrede und verhalten sich der Idee einer Versöhnung gegenüber nicht ablehnend, meinen aber, der Papst müsse den ersten Schritt thun. Auch der „*Osservatore Romano*“ hebt den versöhnlichen Ton des hl. Vaters hervor, weist aber gleichzeitig darauf hin, daß diejenigen in einer großen Täuschung sich befinden, welche meinen, der Papst wolle die Versöhnung auf Kosten seiner Rechte. In dieser Beziehung heißt es: „Was berechtigt sie (die Liberalen), den Worten „*Wahrung der Gerechtigkeit und Würde des apostolischen Stuhles*“ einen andern Sinn unterzulegen, als den, welchen sie stets gehabt? Die Gerechtigkeit ist nur eine unabänderliche, sie begreift in sich die Wiedergabe alles dessen, was genommen, die Wiederherstellung der Rechte des heiligen Stuhles, welche durch die Verschwörung der geheimen Gesellschaften geschädigt sind; sie begreift in sich die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft, speciell über die Stadt Rom, in welcher der Papst seinen Sitz hat. Ohne eine solche Herrschaft ist eine wahre und absolute Freiheit nicht denkbar. Das ist der Sinn der Worte der Allocution, das ist die Tragweite des päpstlichen Vorbehaltes, ohne welche der Papst seiner Hoffnung auf Frieden keinen Ausdruck geben kann. Es nützt nichts, den Ernst dieser Sachlage zu verkennen, sei es aus Vergeßlichkeit, sei es, indem man sich über die gar zu leicht gebildeten Versöhnungswünsche täuscht.“ Auch der Ministerrath hat sich mit der Ansprache beschäftigt. Wie der „*Germania*“ gemeldet wird, vertrat Depretis, der Chef des Ministeriums, den Standpunkt, man müsse die Versöhnung anstreben und dem Papst Vorschläge machen. Der Minister des Innern Crispi (Pentarchist) vertheidigte den entgegengesetzten Standpunkt als Vertreter der Loge. Letztere hielt vor einigen Tagen eine außerordentliche Zusammenkunft, in welcher über die römische Frage, resp. über die Mittel berathen wurde, die Versöhnung zu hintertreiben. Andererseits soll der bekannte Deputirte Fazzari für sein Versöhnungsprogramm 300 Deputirte gewonnen haben, die einer Annäherung des Friedens zwischen Quirinal und Vatikan zustimmen. Endlich ist man auch am Hofe geneigt, mit dem Papste in Verhandlungen zu treten, um auf gemeinsamem Boden eine Verständigung zu suchen.

* **Rom.** Der „*Moniteur de Rome*“ bespricht die Allocution des hl. Vaters und hebt besonders die Stelle über das Centrum hervor. Dasselbe habe niemals von so hoher, maßgebender Stelle eine so vollkommene Billig-

ung erhalten wie hier; es sei die erste parlamentarische Partei Europa's.

* **Rom.** Cardinal Rampolla ist zum Staatssekretär des Papstes ernannt worden. Derselbe ist am 17. August 1843 in Polizzi in Sicilien geboren, somit erst 44 Jahre alt. Er studirte im Collegium Capranica und im Collegium Romanum in Rom. Seine Lehrer waren Väter der Gesellschaft Jesu, unter Andern der jüngst verstorbene Cardinal Franzelin, welcher sich über seinen ehemaligen Zögling wiederholt in der belobendsten Weise aussprach und dessen Frömmigkeit, Geist und Talente rühmlichst hervorhob. Msgr. Rampolla kam nach Absolvierung der diplomatischen Studien in Begleitung des päpstlichen Nuntius Msgr. Simeoni nach Madrid und verblieb, nach Abreise des Legaten, als Geschäftsträger des heiligen Stuhles auf diesem Posten. Im Jahre 1877 aus Madrid nach Rom berufen, wurde ihm die Stelle Msgr. Aloisi-Masella's im Secretariate für orientalische Riten-Angelegenheiten und später das Secretariat für außergewöhnliche kirchliche Angelegenheiten übertragen. Im Jahre 1882 wurde Msgr. Rampolla mit der Nuntiaturs in Madrid betraut, einem der wegen der internen Mißheiligkeiten Spaniens bekanntermaßen schwierigsten Posten, auf welchem Msgr. Rampolla hervorragendes diplomatisches Talent, Klugheit und feinen Tact bewies.

* Nach einem römischen Telegramm der „*Niederrh. Volksztg.*“ ist Fürst Paul von Mecklenburg zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Der Fürst, bekanntlich mit einer katholischen österreichischen Prinzessin Windischgrätz verheirathet, befindet sich zur Zeit auf seiner steiermärkischen Besitzung Gonowitz und ist lebensgefährlich erkrankt. Herzog Paul ist der älteste Bruder des regierenden Großherzogs. Da er, getreu seinem bei Eingehung der Ehe abgegebenen Versprechen, die Kinder katholisch erziehen läßt, sah er sich genöthigt, unter dem 24. Febr. 1884 auf seine Erbansprüche zu verzichten.

* **Trier.** Der Central-Vorstand des vorbereitenden Comite's der nächsten General-Versammlung der Katholiken Deutschlands hielt am 20. Mai eine Sitzung ab, der u. A. auch Fürst Boenstein beiwohnte. Die Verhandlungen bezogen sich auf die Thematika zu den Reden, welche in der Versammlung gehalten werden sollen. Im Ganzen sind bis jetzt 14 Vorträge vorgesehn. Excellenz Windthorst hat bereits sein Erscheinen zugesagt.

* **Berlin.** Der Kaiser, welcher die große Frühjahrsparade des Gardecorps wieder selbst abgenommen hat und den Infanterie-Exercitien der Truppen auf dem Tempelhoferfelde beiwohnte, beabsichtigt, sich um die Mitte dieses Monats wieder nach Gmz zum Gurgebrauch zu begeben. — Der Kronprinz leidet schon seit dem Monat Januar an einem Halsübel, welches sich namentlich durch eine intensive Heiserkeit kennzeichnet. Die zur Behebung des Uebels angewandte mehrwöchentliche Cur in Gmz hat das Leiden nicht zu heben vermocht, und es sind deshalb nach der Rückkehr des Kronprinzen von dort hervorragende Specialärzte, unter Andern die Geh. Räte Gerhardt und Bergmann zu Rathe gezogen worden, ebenso der berühmte englische Specialist für Halskrankheiten, Madenzie. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß sich auf einem Stimmbande eine linsenförmige Wucherung gebildet hat, deren gutartigen Charakter Prof. Virchow durch mikroskopische Untersuchung eines davon entnommenen kleinen Theilchens feststellte. Von einem operativen Eingriff, der nicht ohne große Gefährlichkeit ist, wurde zunächst Abstand genommen. Die Aerzte hoffen, diese Wucherungen noch durch Reizungen beseitigen zu können. Das Allgemeinbefinden des Kronprinzen ist ein gutes, doch muß sich derselbe mehrfache Schonungen auferlegen.

* **Berlin.** Die seit einiger Zeit unternommene Revision der Bibelübersetzung Luther's wird nächstens vollendet sein. Wie die „*Voss. Ztg.*“ meldet, ist jedoch „von groben Verstößen Luther's (in der Uebersetzung) nur

etwa der vierte Theil beseitigt worden, während drei Viertel der Fehler bewußt stehen gelassen sind."

* **Berlin.** Zur Zeit bestehen hieselbst zehn katholische städtische Volksschulen, von denen vier im Laufe der letzten 12 Jahre eigene Schulhäuser erhalten haben. Die gesammte katholische Schullugend in Berlin (die höhern Schulen mit eingerechnet) beträgt 10,000, was eine Katholikenzahl von mindestens 100,000 Seelen repräsentirt.

* **Katholische Dichterschule.** Dem „Bad. Beob.“ zufolge hat sich eine Vereinigung katholischer Dichter Deutschlands unter dem Namen „Katholische Dichterschule“ gebildet, mit dem Zweck der Hebung und Geltendmachung katholischer Poesie in Deutschland. In den „Dichterstimmen der Gegenwart“, dem von dem Dichter Leo von Heemstede herausgegebenen einzigen Organe für katholische Poesie, sowie in anderen kathol. Zeitschriften und Blättern werden ab und zu Beiträge aus der „katholischen Dichterschule“ erscheinen. Diese Vereinigung dürfte für die künftige Entwicklung der kathol. Literatur die besten Folgen haben. Möchten die Freunde christlicher Poesie in Deutschland der „kath. Dichterschule“, die wir gewiß als ein Zeichen neu aufblühenden kathol. Lebens begrüßen dürfen, das Interesse und Wohlwollen entgegenbringen, auf das sie hofft.

* In **Holland** wetteifern die Katholiken der einzelnen Diöcesen in Spendung von Geschenken für den hl. Vater zu dessen Priesterjubiläum. Die Geschenke aus dem Bisthum Roermond sollen, bevor sie nach der Ausstellung im Vatikan abgesandt werden, in Roermond vom 18. Juni bis Ende Juli ausgestellt werden.

* **Paris.** In der Schlußsitzung des französischen Katholikencongresses führte der Hochw. Bischof Mermillod von Genf und Lausanne den Ehrenvorsitz. Als erster Redner verbreitete sich dem „M. Journ.“ zufolge der berühmte Kanzelredner P. Felix über die Macht der Presse, welche er ein zweischneidiges Schwert nannte, geeignet, dem Guten und Schlechten, je nach der Hand, welche es hält, zu dienen; daraus ergebe sich die Nothwendigkeit für uns Katholiken, diese Macht zu der unsrigen zu machen. Hr. von Bizemont sprach von dem Werke des Vereins zur unentgeltlichen Verbreitung von guten Büchern unter dem Volke, welches sich großer Erfolge erfreut. Herr v. Lapporent sprach über die für den 8. April 1888 projektierte Gelehrtenversammlung. Alle kath. Gelehrten sollen zusammenstehen, um die falschen Behauptungen und grundlosen Einwendungen gegen das Christenthum auf wissenschaftlichem Gebiete zu bekämpfen. Der zu diesem Behufe gegründete Verein zählt bereits 250 Mitglieder, die alle in ihren resp. Ländern durch wissenschaftliche Leistungen bekannt sind; viele Bischöfe haben demselben ihren Beifall gespendet. Zum Schlusse spricht Vorsitzender Chesnelong den Anwesenden seinen Dank aus und ladet Alle ein zu beten, zu handeln und eins zu sein. Bischof Mermillod vergleicht die Katholikensammlungen dem in seiner Schweiz ehemals üblichen Landsturme vor den Angriffen des Feindes. Sie sollen sein und sind Werke des Lichtes, der Hingebung, der Liebe, der Hoffnung. Se. Gnaden ertheilte zum Schluß der Versammlung den bischöflichen Segen.

* **Paris.** Wie bekannt, brannte kürzlich in Paris ein Theater ab, wobei über hundert Menschen umkamen. Dies mahnt wieder zu erneuter Vorsicht. Diejenigen, welche nicht in Versuchung kommen, das Theater zu besuchen, können sich glücklich preisen; denn bei der jetzigen Theatereinrichtung ist die Gefahr wirklich sehr groß. In Frankreich hat man jetzt die Geschichte der Theaterbrände zahlenmäßig aufgerechnet. In den letzten 135 Jahren sind auf der civilisirten Welt 632 Theater durch Feuer zerstört worden, wobei 10,530 Menschen ihr Leben einbüßten. Von jenen 632 Theatern (die abgebrannte Oper in Paris nicht eingerechnet) verbrannten in den letzten fünf Jahren nicht weniger als 174. Während

früher durchschnittlich 78 Menschen jährlich im Theater verunglückten, stieg diese Zahl im Jahrzehnt 1870—80 auf 121 Menschen jährlich. Also die Feuergefährlichkeit der Theater und die Zahl der Opfer nehmen fortwährend in unheimlich großem Maße zu. Sehr natürlich; denn auf der einen Seite werden die Theater größer, so daß die Entleerung langsamer von Statten geht, auf der andern Seite braucht man immer mehr Flitterkram zur Befriedigung des krankhaft gesteigerten Decorations-Bedürfnisses und zugleich viel mehr Licht.

* **Amerika.** Der jüngst in Boston verstorbene Dennis H. Tully hat folgende Vermächtnisse ausgesetzt: der Kathedrale zum hl. Kreuze 10,000 Dollars, dem Bostoner Diöcesan-Seminar 10,000 D., dem Bostoner College 10,000 D., dem Carney Hospital 3000 D., dem Schutzverein für mittellose katholische Kinder 10,000 D., dem Hause der Schwestern zum guten Hirten 5000 D., dem neuen Kinderasyle an der Dudleystraße 2000 D., der Anstalt der kleinen Schwestern der Armen 1000 D., dem Hause zum Schutzengel 2000 D., dem College zum hl. Kreuze im Worcester 5000 D., der St. Mary's Gemeinde im Norden 10,000 D. Uebrigens hat er 10,000 D. hinterlassen, um sie unter würdige Arme der Stadt theilen zu lassen. Im ganzen hat also Herr Tully die bedeutende Summe von 78,000 Doll. zu kirchlichen und wohlthätigen Zwecken geschenkt.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Kaplan A. Weigel in Hahloch wurde zum Pfarrverweser in Brücken ernannt und Kaplan Glaser zum Hilfsgeistlichen in Hahloch.

Gebetserhörung. In einem Kopfleiden nahm ich meine Zuflucht zu dem Heiden Jesu, hielt eine Novene und wurde erhört. Dafür öffentlichen Dank. J. C., St. Martin

Politische Rundschau.

* **Speyer, 6. Juni.**

Bayern. Am 1. Juni fand im kathol. Vereinshause in Kaiserslautern die statutengemäße Generalversammlung des pfälzischen Centrumsvereins statt, die aus allen Theilen der Pfalz besucht war. Die Verhandlungen wurden geleitet von dem Vorsitzenden der Vorstandschaft, Herrn Dr. Eiben aus Deidesheim. Derselbe eröffnete die Versammlung mit einem kurzen Ueberblick über die gegenwärtige politische Lage. Domvikar Maginot erstattete Bericht über den Stand der Vereinskasse. Die Einnahmen betrugen 1190 M. 96 Pf., die Ausgaben 1086 M. 64 Pf., so daß sich ein Ueberschuß von 104 M. 32 Pf. ergibt. Das Vermögen des Vereins beträgt zur Zeit M. 448.54. Eine interessante Debatte entwickelte sich bezüglich der Theiligung an den bevorstehenden Landtagswahlen. Es wurde beschlossen, mit aller Entschiedenheit in die Wahltagitation einzutreten. Herr Redakteur Dr. Jäger hielt hierauf einen längeren Vortrag über die Bedeutung der Centrunspartei für die nächste Zukunft.

Ueber die bayerischen Landtagswahlen wird dem „Wiener Vaterl.“ aus München geschrieben: Die alte Wahlkreiseinteilung vom Jahre 1881, deren Gerechtigkeit schon damals angefochten wurde, ist geblieben und die Katholiken in Mittelfranken und in der Rheinpfalz sind damit todgetheilt. Was die ministerielle Wahlkreiseinteilung nicht vermag, das wird bei der Abgrenzung der einzelnen Urwahlbezirke durch die Bezirksämter noch eingebracht werden. Nachdem die Wahlkreiseinteilung vorliegt, kann man schon über das wahrscheinliche Resultat der Wahlen Vermuthungen hegen. Zur Zeit besaßen von 159 Mandaten die Liberalen 69 (47 nationalliberal und 22 fortschrittlich) die protestantischen Conservativen 4 und die bayerische Centrunspartei 86. Verloren gehen wahrscheinlich 5 Mandate in München und 2 in Augsburg, die das letzte Mal nur durch das Zusammengehen der Con-

Verbathen mit der Centrumspartei errungen wurden, und die 2 weiteren conservativen Mandate in Nördlingen und Gumbach, zusammen 9 (4 Conservative und 5 von der Centrumspartei); bedroht ist ferner Regensburg, wo 1881 36 Centrumswähler gegen 27 liberale standen, andererseits aber auch Weiden (2 Mandate), wo die Liberalen 57 und das Centrum 55 Wahlmänner bei der letzten Wahl hatten. In allen anderen Wahlbezirken werden mannigfach die Personen wechseln, aber die gleiche Parteirichtung wie 1881 siegreich bleiben. Damit rechnet sich heraus, daß die Centrumspartei bei einem Siege wenig mehr als 82 Mandate erringt und bei einer Niederlage nicht unter 78 Mandate bekommt. Da bei 159 Mandaten 80 die Mehrheit bildet, so hofft das Ministerium offenbar auf unbeeinträchtigte Fortsetzung der jetzigen Politik unter allen Umständen.

Der **deutsche Reichstag** wird in dieser Woche seine durch die Pfingstferien unterbrochenen Verhandlungen wieder aufnehmen. Der Reichstag hat noch eine bedeutende Arbeit zu bewältigen; wenn er auch nur die Hauptsache erledigen will, wird er immerhin noch einen Monat beisammen bleiben müssen. In erster Linie stehen die beiden Steuervorlagen, von denen der Branntweinsteuer-Entwurf in der Commission durchberathen ist, während über die Zuckersteuer-Vorlage die Commissionsberathungen erst beginnen werden.

Der deutsche Kaiser vollzog am 3. Juni auf der kleinen Sandzunge, die zu Hohenau bei Kiel gehört, inmitten einer glänzenden Festversammlung die Grundsteinlegung zur ersten Schleufe des Nordostseekanals und eröffnete damit den Canalbau selbst. Durch diesen Canal, der quer durch Schleswig zieht, nämlich von der Kieler Bucht (Ostsee) bis zur Elbemündung (Nordsee), soll eine große und direkte Schifffahrtsstraße zwischen der Nordsee und der Ostsee auf deutschem Boden hergestellt werden. Die Wasserspiegelbreite wird 60 Meter betragen und soll der Canal einen Tiefgang von 8,5 Meter erhalten, so daß die größten Dampfer und Kriegsschiffe ohne Gefahr einander begegnen und kreuzen können. Der Nordostsee-Canal wird das bedeutendste Werk, welches Deutschland auf dem Gebiete der Seeschifffahrt seit Jahrhunderten unternommen hat. Allerdings kostet er auch ein schönes Stück Geld, nämlich 156 Millionen Mark. Davon hat das Reich 106 Millionen aufzubringen, wegen der Bedeutung des Canals für die deutsche Seemacht, während Preußen mit Rücksicht auf die Handelsvorteile, die ihm zunächst aus dem Canal erwachsen, die übrigen 50 Millionen zulegen muß.

Die Bedeutung des Canals für die deutsche Seemacht besteht darin, daß derselbe es auch den größten Kriegsschiffen möglich macht, nöthigenfalls sich aus der Nord- und Ostsee mit einander zu vereinigen. Für die Handelschifffahrt ist der Canal gleichfalls ein großer Vortheil, weil durch ihn der Seeweg zwischen beiden Meeren um 237 Seemeilen abgekürzt wird, was für Segelschiffe eine Zeitersparnis von drei Tagen und für Frachtdampfer eine solche von 22 Stunden ausmacht. Bis jetzt mußten die Schiffe, um von dem einen der beiden Meere in das andere zu gelangen, um das Cap Skagen an der Nordspitze von Dänemark herumfahren. Man hofft, den Canalbau bis zum Jahre 1895 oder 96 vollenden zu können.

Der Kronprinz des deutschen Reiches ist noch immer leidend. Sein Halsübel scheint weder zum Guten noch zum Schlimmen vorwärts zu schreiten. Es wird sich nächstens entscheiden, ob eine Operation vorgenommen werden müsse, oder nicht.

Preußen. Die Regierung hat bei dem Bischofe von Münster gegen einige Geistliche seiner Diocese Klage geführt, daß sie bei den letzten Reichstagswahlen von der Kanzel für Centrumskandidaten agitirt hätten. Dabei wird von der Regierung gebroht, daß sie solchen Geistlichen unter Anderem die Zeitung und Ertheilung des Religionsunter-

richtes entziehen würde. Preussische Blätter vermuthen, daß es sich hier nicht um eine Wahlagitation in dem angegebenen Sinne handle; wahrscheinlich hätten die betreffenden Geistlichen nur im Allgemeinen gemahnt, man solle zuverlässige, echtkatholische, für das Wohl des Volkes wahrhaft besorgte Männer wählen; eine solche Mahnung zu erlassen, stehe aber dem Geistlichen zu und verstoße selbst nicht gegen den sogenannten Zugparagrafen, aber es scheine, daß sogar eine solche allgemeine Hinweisung auf kathol. Pflichterfüllung als „unzulässig“ oder gar als „straffällig“ gelte. Das Interessanteste bei der ganzen Angelegenheit ist aber der Hinweis auf den Religionsunterricht. Nach kirchlicher Lehre ist die Ertheilung des Religionsunterrichtes auch in der Schule ein wesentliches Recht des Geistlichen, das ihm der preussische Staat weder zu übertragen noch zu nehmen hat.

Hessen. Nachdem die kirchenpolitische Vorlage nun vollständig bekannt ist, sieht man, daß dieselbe hinter der preussischen zurückbleibt. Die diskretionäre Vollmacht des Ministeriums, d. h. die Vollmacht es so oder anders zu machen, spielt in der hessischen Vorlage eine größere Rolle als in der preussischen. Was die Vorbildung der Geistlichen anbelangt, sind der Bischof von Mainz und seine Priesterkandidaten viel ungünstiger gestellt als die preussischen. Die in Hessen Priester werden wollen, sollen ihre Vorbildung nur auf einer deutschen Staatsuniversität oder in dem einzigen in Aussicht genommenen und noch erst von der Anerkennung des Ministers abhängigen theologischen Seminar in Mainz erhalten dürfen, während in Preußen größerer Spielraum gelassen ist. Am bedenklichsten aber sind die hessischen Forderungen in Bezug auf die Anzeige und den Einspruch. In Preußen ist die Anzeige und das Recht des Einspruches auf die Anstellung der Pfarrer beschränkt, Hessen aber fordert dieses Recht allgemein für jede dauernde Uebertragung eines „kirchlichen Amtes“. Endlich sagt die hessische Vorlage von der Ordensfrage kein Wort. Allerdings verlautet, daß die hessische Regierung dem hl. Stuhle versprochen habe, bei günstiger Gelegenheit über die Ordensfrage und Anderes zu verhandeln. Man sieht aber aus der Schwerfälligkeit, mit der Hessen dem hl. Stuhle entgegenkommt, daß es mit aller Gewalt am Kulturkampfe festhalten möchte. Die Regierung gesteht denn auch selber zu, daß ihre jetzige Nachgiebigkeit nicht das Ergebnis freiwilliger Umkehr sei. Mit seltener Offenheit verrathen die „Motive“, die Beweggründe zur gegenwärtigen Vorlage, daß der „passive Widerstand“ der Katholiken für den Staat eine „unerfreuliche Lage“ geschaffen und die Ueberzeugung bewirkt hat, daß dem schlimmen Zustande „nicht durch rücksichtslose Durchführung jener (kirchenfeindlichen) Gesetze, sondern nur durch eine den Vorgängen in Nachbarstaaten entsprechende Revision abgeholfen werden könne.“ Damit erkennt die hessische Regierung selbst an, daß die muthige Haltung der hessischen Katholiken der Grund des Einlenkens für die Regierung ist.

Frankreich hat endlich wieder ein Ministerium. Auch der Kriegsminister Boulanger, den die Radikalen und Rebanchemänner mit aller Gewalt beibehalten wissen wollten, mußte ausscheiden. Das neue Ministerium hat übrigens keine große Mehrheit in der Kammer und es kann über kurz oder lang wieder vom Schauplatz verschwinden.

In **Belgien** entstanden vor kurzem wieder bedenkliche Arbeiterunruhen. Dieselben beginnen sich jedoch wieder zu legen. Hoffentlich werden die leitenden Kreise in Belgien jetzt einmal energisch Hand anlegen an die in Belgien so nothwendige Socialreform. Die Katholiken Belgiens stehen vor einer ernststen Aufgabe. Mögen sie derselben sich gewachsen zeigen.

Italien. Die Frage eines Ausgleiches zwischen dem Papstthum und Italien ist in Fluß gekommen, besonders

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gepaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonnirt bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Leckmeister in Landstuhl, H. Dörner in Kaiserslautern. St. Kaß in Edenkoben, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 19. Juni. Herz-Maria-Fest.
Mont., 20. Silvester, Papst u. Mart.
Dienst., 21. Aloysius, Vet.
Mittw., 22. 10.000 Märtyrer.
Donnerst., 23. Alban, Mart.
Freit., 24. Johannes der Täufer.
Samst., 25. Wilhelm, Abt.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 19. Juni 1887.

Einladung zum Abonnement für das III. Quartal.

Da mit der nächsten Nummer des „Pilgers“ das II. Quartal zu Ende ist, so ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements für das III. Quartal und bitten zugleich, das Pilgerblatt in immer weitere Kreise verbreiten zu helfen.

Verlag und Redaction des „christl. Pilgers“.

Auf zur Wahl!

Die Wahlen zum bayerischen Landtage sind von der größten Wichtigkeit. Das Wahlprogramm der bayerischen Centrumspartei wurde unlängst veröffentlicht und hat über unsere Grundsätze Aufschluß gegeben.

Unserem Herrscherhause mit unverbrüchlicher Treue zugethan, werden wir den Bestrebungen, die Selbstständigkeit Bayerns und die Rechte der Krone mehr und mehr der des Einheitsstaates zu opfern, stets mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Das auf den Reservatrechten beruhende besondere Verhältniß Bayerns zum Reiche darf nicht geändert werden.

Das auf kirchlichem und religiösem Gebiete begonnene Friedenswerk muß fortgesetzt, befestigt und dauernd gesichert werden. Eine wesentliche Vorbedingung hiezu ist aber die Erhaltung der confessionellen Schule. Sie bildet vielleicht den wichtigsten Gegenstand des Wahlkampfes; zu ihrer Vertheidigung müssen alle nicht-liberalen, christlich-gläubigen und wahrhaft konservativen Männer vereint an die Wahlurne treten. Als ein Stück der socialen Frage betrachten wir die Lage der subalternen Beamten und Bediensteten, deren Verbesserung von unseren Abgeordneten anzustreben ist.

Auf wirtschaftlichem Gebiete setzen wir dem liberalen Grundsatz „des freien Spiels der Kräfte“ das christliche Princip des Schutzes der Schwachen entgegen. Insbesondere sind

1. die Wünsche des Gewerbe- und Handwerkerstandes in Bezug auf corporative Selbstständigkeit, Schutz gegen die Concurrenz der Nichtbefähigten und gegen die Schädigungen durch Wanderslager, Waarenabzahlungs-Geschäfte und ausgedehnten Hausirhandel zu erfüllen;

2. ebenso die Wünsche des Arbeiterstandes nach sittlicher und wirtschaftlicher Hebung seiner Lage durch den Ausbau des Versicherungswesens und Schutz gegen Ausbeutung und gegen den Mißbrauch des Capitaless auf dem Wege der Arbeiterschutzgesetzgebung.

Solcher Unterstützung bedarf auch die Landwirthschaft, deren Gedeihen mit dem Wohle aller Erwerbsklassen im innigsten Zusammenhange steht.

Die bisher geübte Sparsamkeit im Staatshaushalte muß auch fernerhin walten. Die idealen Güter des Volkes, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, dürfen aber deshalb nicht vernachlässigt werden.

Mitbürger! Gebt Eure Stimme bei den Wahlen nur Männern, welche diese unsere Grundsätze theilen!

Kommt aber auch Alle zur Wahl, denn das Wahlrecht ist das höchste Recht des freien Mannes. Ihm entspricht daher auch die Pflicht zu wählen. Nur bei den wichtigsten Gründen kann man vorübergehend auf die Ausübung dieses Rechtes verzichten. Solche Gründe bestehen für uns aber nicht, daher hat die Generalversammlung der Centrumspartei jüngst in Kaiserslautern beschlossen, daß die Partei sich mit aller Kraft an der Wahl betheiligen solle.

Sind auch die Aussichten auf Sieg für uns nicht glänzend, so gilt es doch wieder Zeugniß abzulegen für die Richtigkeit unserer Grundsätze.

Die Vorstandschaft des Centrumsvereins.

* Zur bayerischen Landtagswahl.

Wie bekannt, sind die Urwahlen für den bayerischen Landtag auf Dienstag, den 21. Juni, und die Wahlen der Abgeordneten auf Dienstag, 28. Juni ausgeschrieben. In dem vorstehenden Aufrufe ist die Stellung der bayerischen Centrumspartei zur Landtagswahl präcis ausgesprochen, die Grundsätze des Parteiprogrammes, das wir in Nr. 19 des „Pilgers“ veröffentlicht, sind noch einmal kurz zusammengefaßt, und ebenso ist der Beweggrund angegeben zur Betheiligung an der Wahl auch dort, wo ein greifbares Resultat nicht erreicht werden kann.

Wir in der Pfalz besonders sind es ja gewöhnt, zu kämpfen, auch ohne Aussicht auf einen Wahlsieg, hoffent-

lich sind wir auch jetzt noch nicht wahlmüde. Bei der letzten Reichstagswahl wenigstens hat die Centrumspartei einen glänzenden Beweis ihrer Lebenskraft abgelegt; in Wirklichkeit haben wir damals nicht gesiegt, aber eines moralischen Sieges durften wir uns rühmen; wir haben einen Achtungserfolg errungen, auf den wir stolz sein können, der uns aber auch antreiben muß, muthig weiter zu kämpfen.

Wir sind die Betheiligung an der Wahl unserm Wahlrecht, unserer Zugehörigkeit zur Centrumspartei und der politischen Klugheit schuldig.

Die Verfassung des Königreichs Bayern berechtigt das Volk zur Mitarbeit an der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes durch den Landtag. Sie wahrt auf der einen Seite die Rechte der Krone, erklärt das Staatsoberhaupt als heilig und unverleßlich, beruft aber auf der andern Seite das Volk zur Mitregierung und macht die Minister für die Regierungshandlungen verantwortlich. Weitgehende Rechte sind hier dem Volke eingeräumt, besonders da, wo man seinen Geldbeutel in Anspruch nimmt, und wo es sich überhaupt um sein materielles und geistiges Wohl handelt. Da ist es denn doch selbstverständlich, daß man durch Ausübung des Wahlrechtes die geeignete Vertretung des Volkes schaffen helfe. Allein selbst wenn wir durch Ausübung des Wahlrechtes ungünstiger Umstände halber auf die Bildung einer Volksvertretung in unserm Sinne nicht einzuwirken vermögen, so dürfen wir unser Wahlrecht doch nicht unbenutzt lassen. Wir müssen durch Ausübung desselben dann zeigen, daß uns die verfassungsmäßigen Volksrechte nicht gleichgültig sind, daß wir ein hohes Interesse daran haben, und müssen so wenigstens unsern entschiedenen Willen kundgeben, unsere Rechte zu wahren.

Auch unsere Zugehörigkeit zur Centrumspartei verlangt die Betheiligung an der Wahl, wenn wir gleich einen sichtbaren Erfolg nicht erreichen können. Es kann freilich Fälle geben, wo eine Partei Wahleuthaltung proklamiren muß. Aber zu diesem Mittel greift man nur höchst selten. Es mag dieses Mittel hie und da die gewünschte Wirkung hervorbringen, allein es kann zu gleicher Zeit auch die Partei selber tödlich verletzen. Darum gilt als Regel, daß eine Partei bei jeder Wahl hervortrete und durch Betheiligung an derselben die ihr innewohnende Kraft übe und offenbare. Ist auch kein Erfolg zu erwarten, so ist die Wahlbetheiligung wenigstens ein Exercitium für die Partei, und einem solchen darf die Partei nicht leicht aus dem Wege gehen.

Endlich kann es auch die politische Klugheit verlangen, daß man, selbst ohne Aussicht auf Erfolg, das Wahlrecht ausübe. In allen Wahlkreisen können wir eine größere oder geringere Anzahl von Wahlmännern unserer Gesinnung aufbringen. Sind dieselben bei der Wahl der Abgeordneten auch in der Minderheit, so können sie doch unter Umständen das Zünglein an der Waage bilden und können es dahin bringen, daß gegnerische Candidaten, die in jeder Beziehung unsere Gegner sind, beseitigt bleiben und andere, die uns in gewissen Fragen näher stehen, gewählt werden. Also keine Wahlmüdigkeit, keine Wahleuthaltung! Einmüthig auf zur Wahl!

Wir fügen dem noch einige Bemerkungen für die Wahlhandlung selber bei.

Die Wahl zum Landtag ist nicht wie zum Reichstage eine direkte, sondern eine indirekte. Es wird am 21. Juni durch die Urwähler die gesammte Anzahl von Wahlmännern gewählt, und diese wählen am 28. Juni die Abgeordneten. Wahlberechtigt als Urwähler ist jeder volljährige Staatsangehörige, welcher den Verfassungseid geleistet hat und seit mindestens sechs Monaten eine direkte Steuer entrichtet. Ausgeschlossen sind Personen, welche unter Kuratel stehen, im Concurs sich befinden, eine öffentliche Armenunterstützung beziehen, die bürgerlichen Ehrenrechte verloren haben. Die Ausübung des Wahlrechtes kann nur geschehen, wenn der Name des Berechtigten

in der Wahlliste steht. — Wählbar zum Wahlmann ist jeder Staatsangehörige, welcher das 25. Jahr zurückgelegt hat, dem Staate seit mindestens 6 Monaten eine direkte Steuer zahlt und nicht den vorhin aufgeführten Ausschließungsgründen unterliegt. Auch muß er im Wahlbezirk, oder in der Gemeinde, zu welcher dieser Bezirk gehört, seinen Wohnsitz haben und muß sein Name in der Wählerliste stehen. — Für die Wählbarkeit zum Abgeordneten ist außer den bereits genannten Bedingungen die Vollendung des 30. Lebensjahres verlangt. — Die Wahl ist geheim. Die Stimmzettel müssen von weißem Papier sein, dürfen kein äußeres Kennzeichen tragen und müssen zusammengefasst abgegeben werden. Die Namen der zu wählenden Wahlmänner werden entweder handschriftlich oder im Wege der Vervielfältigung (Druck etc.) in den Stimmzettel eingetragen. Die Unterschrift des Urwählers darf nicht beigefügt werden.

Reiche Missionsfrüchte.

Indien scheint ein besonders glücklicher Boden für das katholische Missionswerk zu sein. — Der Geist des hl. Kaverius! — Aus der Diocese Tritschinopoli (Madura) berichtet P. Trincal S. J. an seinen Kirchenobern, den apostol. Vicar Ganoz, über den glücklichen Fortschritt des Christenthums. Seit dem Feste des hl. Franz Xaver taufte P. Trincal 657 Katechumenen. Fünf neue Christengemeinden wurden in kurzem gegründet, vier weitere harren der Gründung und der Ankunft des Missionärs. Keine Woche vergeht, die nicht Gesandtschaften aus heidnischen Ortschaften bringt, welche Missionäre verlangen; immer heißt es: zwanzig, dreißig, vierzig Familien sind bereit, das Christenthum anzunehmen, — und immer sind es dieselben Bitten, doch ja dem Verlangen zu entsprechen.

Die jüngste von den neu zu errichtenden Gemeinden, Cumampatty, liegt mitten in reichen Reisfeldern. Die Bevölkerung ist so zahlreich, daß man das Dorf für eine Stadt halten könnte. Ein Maravan (Großgrundbesitzer) der Nachbarschaft, ein harter Mann, der in Cumampatty reich begütert ist und mit den dortigen ihm zinspflichtigen Einwohnern in Unfrieden lebte, bat den Missionär, das Werk der Versöhnung zu unternehmen; es gelang, und der Maravan schenkte dem Missionär einen großen Garten in genanntem Orte zum Bauplatz einer Kirche; eben ist die Gemeinde mit dem Bau des Gotteshauses beschäftigt.

In einem Missionsgebiete der Erzdiocese Pondichery hatte der Missionär P. Darraz das Glück, in der kurzen Zeit von 3 bis 4 Jahren vierzehntausend Indier für das Christenthum zu gewinnen; ganze „Kasten“ von 400 Mann bekehrten sich. Ergreifend sind seine Berichte. P. Darraz ist ein wahrer Apostel zu nennen.

Auch aus Japan, dem alten Märtyrer-Reiche, haben wir hocherfreuliche Kunde. In Süd-Japan erfreut sich das Missionswerk eines mächtigen Fortschrittes. Das Vicariat zählt gegenwärtig 26,302 Katholiken. Mehr als die Hälfte der Missionäre sind schon mit der regelmäßigen Seelsorge vollauf beschäftigt und haben Kirchengemeinden von 4000 Seelen, welche freilich weit zerstreut sind. Das Priesterseminar wird bald jährlich eine ansehnliche Zahl Gehilfen stellen. Bereits (im vergangenen März) haben sechs Eingeborene die Priesterweihe empfangen. Damit bricht für die Mission eine neue Aera an.

Selbst in Korea tagt es für die kathol. Mission. — Der Lichtglanz vom Tabor dringt in die verschlossenste Heidenwelt.

Aus Westafrika (Beninküste), aus dem apostolischen Vicariate zu Lagos, kommen ganz besonders überraschende Nachrichten. Der hochwürdige Missions-Oberer alldort erhielt nämlich von dem neuerwählten Könige von Tjebu, einem Lande, das sich bislang allen Fremden hartnäckig verschlossen hielt, eine freundliche und dringende Einladung. Noch im Herbst vorigen Jahres versuchte es,

ganz erfolglos, ein protestantischer Missionär, in dieses merkwürdige Land einzubringen. Es grenzt an Lagos nördlich an und ist wahrscheinlich noch ein Theil des alten Yoruba- (Sariba-) Reiches, welches durch die blutdürstigen und blutgierigen Nachbarvölker von Dahome und Ibadan zerstört wurde. Ein Theil seiner Stämme flüchtete und versammelte sich in der jetzt über 200,000 Einwohner zählenden Stadt Abeokuta, etwa 12–13 Meilen nördlich von Lagos entfernt, wo seit einigen Jahren auch eine katholische Mission besteht. Ich finde ich nicht auf den neuen Karten. Da nun nach dem Berichte des Missionärs die Hauptstadt des Ijebu Reiches „Ode“ heißt, so wird das Ijebereich wohl das Land Ondo mit der Hauptstadt Ode Ondo sein. Diese Stadt liegt im 7. Breitengrad (nördlich) und 7. Längengrad und ist nördlich von Eka, östlich und südöstlich von Niger (?) und Benin-Gebirg, südlich vom Meer und nördlich von Otu (Ibadan) begrenzt. Es liegt zwischen dem 4. und 6. Längengrad und 6. und 8. Breitengrad; genau können wir die Größe dieses immer noch so viel als unbekannten Landes nicht angeben.

Nachdem der Missions-Oberer, der hochw. Herr P. Chausse, mehrere Male eingeladen war, aber Geschäfte halber immer noch nicht abkommen konnte, unternahm er endlich im Oktober den Besuch. Eine Tagereise weit schickte ihm der König ein Reitpferd und Gepäcsträger entgegen. Der Weg führte durch Wälder mit riesigen Bäumen, durch hohes Gras, auch durch Sumpfgegend (Lagunen!). Am zweiten Tage Abends erreichte P. Chausse die Residenz Ode und wurde vom König mit Fremden empfangen, beglückwünschte auch von den „Ministern“ und den mächtigen Häuptlingen, denen er vom Könige am andern Tage vorgestellt wurde. Nachdem die feierliche Vorstellung beendet und der König mit dem Missionär sich allein befand, erklärte er demselben: Sogleich, als er zum König erwählt, habe er beschlossen, ihn, den P. Chausse, kommen zu lassen, da ihm Alles, was er von diesem Missionär gehört, Bewunderung eingeflößt habe. Er danke ihm nun bestens für den Besuch und danke Gott besonders dafür, daß der Missionär von den Häuptlingen, die sonst gegen die Fremden feindlich gesinnt, so freundlich aufgenommen worden sei. Ja dieselben würden sich freuen, ihn bald wieder zu sehen. Die Niederlassung der Mission sollte aber nach dem Wunsche des Königs erst dann geschehen, wenn derselbe gekrönt sei, was immer erst einige Monate nach der Wahl geschieht. Der Brief des P. Chausse ist datirt: Lagos, 13. Januar 1887. Der Missionär hat den König noch „verschiedene Male“ besucht und wurde immer mit einer Achtung empfangen, „die einem Christen Ehre machen würde.“

So scheint denn der von Gott bestimmte Tag der Bekehrung dieses unbekannten Landes anzubrechen, schreibt P. Chausse, und fügt die Bitte an: „Flehen Sie zu Gott, daß er mir Missionäre und die nöthigen Mittel gewähre; überall verlangt man nach unserer Gegenwart!“

(Näheres über dieses Negerreich Ijebu, das nur durch eine Lagune von der englischen Colonie Lagos getrennt ist, erfahren wir nicht. Nur wird bemerkt, die Residenz Ode sei eine Stadt mit 30–35,000 Einwohnern, habe viereckige und breite Straßen, und die Sklaverei herrsche hier dermaßen, wie in keinem andern Lande, und sie dürfte auch der Grund sein, warum dieses Land den Europäern seit dem 16. Jahrhundert verschlossen blieb.)

(Augsb. Postztg.)

Ueber die Pflichten der Arbeiter.

(Aus der Rede des Herrn Kaplan Oberdörffer aus Köln bei dem 7. Verbandsfeste der katholischen Vereine Dortmund's.)

Der arme Arbeiter, der weder genug Arbeit, noch genug Brod hat, steht ringend und kämpfend gegenüber dem reichen Capitalisten, der viel Geld und zu wenig Tugend besitzt. Das ist — in kurzen Worten ausgedrückt — die heutige sociale Lage. Es ist ein Zustand des Krieges,

ein Zustand des Kampfes von Seiten des Arbeiters, des Kampfes um das Brod, um das Leben. Dieser Kampf ist ein durchaus gerechter Kampf, so lange er mit friedlichen und gerechten Mitteln geführt wird. Leider fehlt es nicht an drohenden Anzeichen, die es mit ziemlicher Gewißheit voraussehen lassen, daß aus dem friedlichen Kampfe ein blutiger werden wird, ein mörderischer, ein verheerender, wie die Welt noch keinen gesehen hat. Daß dieser Kampf weniger schrecklich und weniger grauenvoll werde, als man befürchtet, dazu mitzuwirken ist die Aufgabe jedes christlichen Arbeiters. Und wodurch soll er dazu beitragen? Staunen Sie nicht über das, was ich sage! Dadurch, daß er der Welt das Beispiel der christlichen Tugendübung gibt! Nur dann, wenn die Tugenden des Fleißes, der Enthaltensamkeit und der Genügsamkeit geübt werden, ist Heil zu erwarten für die kranke Gesellschaft. Fleiß und ausdauernde Arbeit, ein stolzer Muth und ein edeles Ehrgefühl, die es verschmähen, ohne Noth zu betteln, die das Feuer im Herde und das Brod auf dem Tische Niemanden anders verdanken wollen, als ihren gesunden Gliedern, der Geist der Entsagung, welcher verzichtet auf leichtere Vergnügungen, welcher den Leidenschaften Halt gebietet, welcher alle unnützen Ausgaben meidet, um Vorkehr zu treffen für die unvermeidlichen Schicksalsschläge des Lebens, die bescheidene Demuth, welche im Unglück mit dankbarem Herzen die Hand der christlichen Liebe küßt, jener gesunde, christliche Sinn, der in allen Vorkommnissen des Lebens die unerforschlich weise Leitung der Vorsehung erblickt, der sich nicht allzu sehr entrüstet über die menschlichen Schwächen, unter denen er leidet, der nicht daran denkt, mit bloßem Reide und feurigem Hass das Glück Anderer zu verfolgen, das sind die Tugenden, die den christlichen Arbeiter zieren sollen. Wo sie blühen, da herrscht Glück im Unglück, Trost in der Bedrängniß, Frieden im Kriege. Das sieht man an der heitern Stirne des christlichen Arbeiters, an seinem wohlwollenden Auge, an seiner bescheidenen, aber freundlichen Wohnung, wo eine liebe Familie freundlich lächelt, wo das Kreuz an der Wand seine segnenden Arme ausbreitet. (Lebhaftes Bravo!) Ohne christliche Tugend dagegen erscheint die Lage des Arbeiters unerträglich.

Der christliche Arbeiter darf sich aber nicht damit begnügen, in stiller Zurückgezogenheit und stummer Entsagung erhabene Tugenden zu üben. Die Umgestaltung des innern Menschen nach christlichen Principien ist zwar die erste und notwendigste Bedingung zur Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse; aber gekräftigt und gestählt durch den Geist der Tugend soll der Arbeiter auch mitwirken und mitkämpfen, um seine Lage zu bessern. In diesem Kampfe soll er sich stellen unter die Standarte der Kirche, sich eng verbinden mit seinen Genossen, mit muthigem Vertrauen der Zukunft entgegensehen. (Sehr richtig!) Es ist nicht notwendig, daß ich Sie warne vor dem falschen Liberalismus. Die liberale Wirthschaft hat so vollständig abgehauet in den Augen des denkenden Arbeiters, daß Sie dem Liberalismus auch dann, wenn er mit socialen Reformen zu schmeicheln versucht, entgegen treten mit den Worten: „Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen.“ (Sehr gut!) Aber glauben Sie mir, der Sohn ist nicht besser als der Vater. Der Liberalismus von heute war der Demokratismus von gestern, und der Demokratismus von gestern wird der Liberalismus von morgen sein. (Lebh. Bravo!) Die heutigen Liberalen haben die Devise: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ aufgestellt, mit der ihre gleichgearteten Söhne, die heutigen Socialisten groß thun. (Sehr wahr!) Was die Liberalen aus der Devise gemacht, das empfinden Sie recht bitter alle Tage: die Freiheit der Unterdrückung, die Gleichheit der Ausbeutung, die Brüderlichkeit der Knechtschaft. (Bravo!) Und wenn es unsern heutigen revolutionären Strebemännern gelingen sollte, die bestehende Ordnung in dem Blute von Hunderttausenden ihrer Genossen zu erstickern, dann würden sie nachher

zweifelsohne versuchen, mit unerhörter Grausamkeit ihren Fuß auf den Nacken ihrer Helfershelfer zu setzen, um sie auszubeuten bis auf den letzten Rest ihrer Kraft. Darum hüten Sie sich vor denen, welche Ihren Leidenschaften schmeicheln, auch wenn sie im Schafskleide der Arbeiterpartei kommen. (Bravo!)

Mit wem sollen wir es denn halten im socialen Kampfe? Mit unserer hl. katholischen Kirche. Die Kirche befreite den Arbeiter aus den Sklavenketten des Heidenthums, und jedes Mal wenn ein verkapptes Heidenthum ihn von neuem in Fesseln legen wollte, trat sie hemmend in den Weg. Den deutschen Arbeiter insbesondere hat sie über alle andern erhoben und damit Deutschland zu dem gemacht, was es im Mittelalter war: zum Glanzpunkt der europäischen Cultur. Die Kirche ist geschaffen für alle Zeiten, für alle Menschen, für alle Gesellschaften, für alle Verhältnisse. Was sie früher vermocht, das kann sie auch heute, und was sie früher gethan, das wird sie auch heute thun. Sie wird den Arbeiter aus der Sklaverei des modernen Heidenthums befreien. (Bravo!) Allerdings tritt die Kirche nicht vor die Gesellschaft mit einem allseitig fertigen Programm, das besagt, wie die heutige Ordnung der Dinge in ihren Einzelheiten geändert werden kann. Die Maschine im Dienste des Capitalismus hat ganz eigenartige Verhältnisse geschaffen; sie hat die Gesellschaft in ein Labyrinth von Mißständen hineingebracht, aus dem sie sich nur Schritt für Schritt herausarbeiten kann. Aber die christlichen Grundsätze bilden den Ariadnefaden, an dem wir ganz sicher allmählig an die erquickende Luft kommen werden, in der auch der geringste Arbeiter frei aufathmen kann. Und die Kirche wird nicht ruhen, bis ihre Grundsätze in der Volkswirtschaft Anerkennung gefunden. (Lebhaftes Bravo!) Die Kirche wird nicht Alle reich machen; das ist unmöglich. „Es gibt immer Arme unter euch“, sagte der göttliche Heiland. Es gibt immer solche, denen die göttliche Vorsehung Prüfungen auferlegt; es gibt auch immer Faulenzer und Verschwender. Aber die Kirche wird unablässig bemüht sein, die industrielle und gewerbliche Ordnung so umzugestalten, daß Jedem die Möglichkeit eines auskömmlichen Daseins geboten ist. Die Zustände der niedern Klassen, welche sich unter unserm Volke finden, können und dürfen nicht fortbauern, sagte vor einiger Zeit ein großer Kirchenfürst, Cardinal Manning. Der Cardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, drückte sich in einem Schreiben an den hl. Vater folgendermaßen aus: „Das Herz des Volkes verlieren wäre ein Verlust, den die Freundschaft der wenigen Reichen und Mächtigen nicht aufwiegen würde.“ Darum schmiegen wir uns eng an unsere hl. Kirche an, wie Kinder an ihre Mutter, in dem sichern Bewußtsein, daß sie uns nicht täuschen wird. Seien wir aber entschiedene Katholiken, nicht halbe Katholiken und halbe Socialdemokraten, nicht äußerlich Katholiken und innerlich Socialdemokraten oder umgekehrt. Treten wir für die Kirche ein und die Kirche wird für uns eintreten. (Bravo!)

Das Zweite, was dem um seine Existenz kämpfenden Arbeiter noth thut, ist die Verbindung mit seinen Genossen. Die Eintracht muß sich darin zeigen, daß alle katholischen Arbeiter sich in Vereinen zusammenscharen. Die einzelne Kohle, auch wenn sie noch so glühend ist, verglimmt bald, vereinigt man aber eine Menge Kohlen, dann gibt es ein hellaufloderndes Feuer. Die Eintracht muß auch gewahrt werden in den Vereinen selbst, sonst sind sie nicht lebensfähig, und unter den einzelnen Vereinen, sonst werden diese nicht actionsfähig. Es besteht noch kein Verband der katholischen Arbeitervereine, aber doch umschließt die Vereine ein einigendes Band: das sind die unverbrüchlichen Grundsätze des Christenthums. Dieses innige Band darf um keinen Preis zerstückt werden. Die Eintracht muß sich auch darin bekunden, daß die christlichen Arbeiter den Frieden wahren mit den im Glauben getrennten Mitarbeitern. Es ist zwar besser, daß wir Katholiken unsere Vereine haben und die

Protestanten die ihrigen, aber beide müssen für ihren Theil thatkräftig wirken, und keiner darf den andern verlästern und verschmähen. Auch darin muß sich die Einigkeit im Arbeiterstande zeigen, daß wir die armen durch revolutionäre Vorspiegelungen Bethörten nicht schände von uns stoßen, sondern sie durch Liebe und Entgegenkommen allmählig für unsere Sache zu gewinnen suchen.

Das dritte, was heute dem Arbeiter noth thut, ist ein muthiges Vertrauen in die Zukunft. Wenn wir unsere zerrütteten gesellschaftlichen Zustände betrachten, dann möchten wir fast die Hände in den Schooß legen und verzweiflungsvoll ausrufen: Es ist alles verloren, es ist dem Arbeiter nicht zu helfen! Aber nein, wir sagen: Bolen ist noch nicht verloren; denn die Kirche ist noch da, und sie wacht. Die Kirche, welche nur im Namen und Auftrage ihres göttlichen Stifters handelt, hat in den goldenen Zeiten vergangener Jahrhunderte den deutschen Arbeiterstand groß und stark gemacht. (Bravo!) Das Christenthum hat tiefe Spuren in Deutschland und namentlich in den Herzen der deutschen Arbeiter gelassen. Diese sehnen sich zurück nach jenen Genossenschaften der arbeitenden Stände, durch welche die Kirche den Arbeiter glücklich gemacht und deutsche Arbeit und deutsche Kunst zu Ruhm und Ehre geführt hat. (Sehr gut!) Das Haupt unserer hl. Kirche, unser glorreich regierender Papst Leo XIII., hat in seiner Encyclica Humanum genus die Wiedererweckung der mittelalterlichen Genossenschaften in einer den modernen Verhältnissen angepaßten Form angeregt. (Bravo!) Dürfen wir beim Anblick alles dessen nicht vertrauensvoll in die Zukunft schauen? Die Männer der Unordnung können keine Ordnung schaffen, und die Männer des Umsturzes können nicht nur zerstören, aber nicht aufbauen. (Bravo!) Zur Schaffung einer bessern Gesellschaft sind nur Männer fähig, welche christliche Grundsätze im Kopfe und christliche Tugend im Herzen haben. (Anhaltender Beifall.) Den socialen Krieg wird diejenige Arbeiterpartei zum endlichen Siege führen, die geziert ist mit dem Schilde der Gerechtigkeit, und aus deren Herzen die Flammen der Liebe des Nächsten bis zum Himmel emporzuschlagen. Auch dürfen wir unsere Hoffnung beleben, wenn wir auf die fürsorgliche Wirksamkeit unserer Staatsregierung und unseres erlauchten Monarchen blicken. Es hat eine Zeit des erbitterten Kampfes gegeben, wo man geneigt war, vieles mit bedenklichen Augen anzusehen, was die Regierung in's Werk setzte. Die Zeiten haben sich geändert. Auf den Kampf ist der Friede gefolgt, wenn auch noch kein voller, so doch ein halbwegs erräglich. Darum dürfen wir wieder mehr Vertrauen fassen. Dazu haben wir auf wirtschaftlichem Gebiete um so mehr Berechtigung, als seit der Zeit, wo man wieder die Nothwendigkeit der christlichen Grundsätze betont hat, socialpolitische Geseze in's Leben gerufen worden sind, von so weittragender Bedeutung, wie sie kein Staat der Welt heute aufzuweisen hat. Wenn die Regierung nicht schneller vorgeht mit gesetzlichen Maßregeln zum Schutze der Kleinen und Schwachen, dann vergessen wir nur nicht, daß die Verhältnisse äußerst schwierig sind, und daß hier, wenn je, der Grundsaß gilt: Eile mit Weile. (Anhaltendes lebhaftes Bravo!)

Gottes Führung.

Aus den Erinnerungen eines alten Priesters.

„Es gibt keinen Zufall“, so sprach der alte Herr Pfarrer von ** oft mit großem Nachdruck; „auch dann, wenn uns Mißgeschick und „Pech“, wie man zu sagen pflegt, verfolgt, dürfen wir nicht klagen — außer wir wollen uns selbst anklagen; das dürfen und sollen wir stets —; denn Gottes Hand ist es, die allein uns führt und leitet. Und wenn auch nicht immer im ersten Augenblick sich zeigt, wozu das Mißgeschick gerade gut war: später — und jedenfalls im Jenseits wird es uns klar, daß der liebe Gott es nur gut

damit gemeint habe und daß Er den lange und schwer Geprüften nicht nur nicht verlassen, sondern ihn sogar besonders geliebt hat. Denn die hl. Schrift sagt ja selbst, daß Gott nichts von dem haßt, was Er geschaffen, sondern daß er den Menschen liebt und jeden, auch den Verlassensten, den seine eigene Mutter verlassen, in Seine allmächtige Hand gezeichnet hat.“ . . . So sprach der greise Herr gar oft und mit wahrer Begeisterung; und forschte man dann weiter nach, so wußte er aus seinem Leben eine wahrhaft merkwürdige Geschichte zu erzählen zum Belege für Gottes wunderbare Führung. Der greise Priester erzählte:

„Im Frühling des Jahres 1820 machte ich eine Reise nach dem Harze, um dort, der Einladung meines Neffen folgend, Pächterstelle an seinem Kinde zu vertreten. Für mein Alter (ich war den siebenziger Jahren nahe) war die Reise dorthin, wo der Winter noch nicht völlig Abschied genommen, eine gewagte, dennoch entschloß ich mich dazu und übergab mich in H. dem Poststellwagen, der mich dann auch glücklich nach G. beförderte. Hier übernachtete ich, um, wenn möglich, am andern Tage bis G. mit der Post zu fahren, von wo ab mich dann mein Neffe, der in der Nähe als Förster stationirt war, auf den festgesetzten Tag abholen wollte. Leider fuhr am folgenden Tage die Post nicht, doch glückte es mir, durch die Bemühungen meines aufmerksamen Wirthes, auf einem Wagen, welcher Marktgüter nach G. zu dem dortigen Jahrmart bringen sollte, einen Platz zu erhalten. War die Fahrt von H. nach G. für mich schon eine sehr anstrengende, hier war sie es doppelt, und ich war herzlich froh, als wir gegen Abend um 8 Uhr vor einem Gasthause hielten, welches das Quartier für meinen Fuhrmann und seine beiden äußerst ermüdeten Kasse sein sollte. Vor Kälte zitternd, kletterte ich mit Hilfe meines Fuhrmanns vom Wagen, und erst nach einiger Zeit, als ich in der wohldurchheizten Gaststube, die bereits mit Marktgütern ziemlich besetzt war, durch ein Gläschen warmes Bier aufgethaut war, dachte ich daran, wo ich für die Nacht meine müden und zerschlagenen Glieder betten könnte. Ich fragte den sehr einsilbigen Wirth, ob es möglich sei, die Nacht bei ihm zu bleiben, da ich außer Stande sei, mir ein anderes Logis zu suchen; ich sei auch mit dem kleinsten Zimmerchen zufrieden, nur müsse dasselbe durchwärmt sein. Zuerst schüttelte er den Kopf, hindeutend auf die bereits angekommenen Fremden, doch als ich sehr dringend bat und nochmals versicherte, auch mit dem kleinsten Gemache zufrieden zu sein, sagte er, er wolle Rücksprache mit seiner Frau nehmen, vielleicht sei es möglich, mich noch unterzubringen.

Ich gestehe, daß ich in Versuchung kam zu fragen: „Warum muß ich alter, gebrechlicher Mann auf dieser Reise, die ich ja nur zur Erfüllung einer christlichen Liebespflicht übernommen habe, solches Mißgeschick haben? Warum gerade hierher verschlagen werden? Warum hier übernachten und den guten Leuten, welche offenbar schon genug Sorgen auf dem Herzen haben, auch noch weitere Verlegenheiten und Mühen verursachen?“ In dessen — ich bekämpfte diese Anwandlungen des Unmuthes und sagte mir: „Der liebe Gott weiß es; ich will mich gehorham fügen und ihm dankbar sein, wenn ich hier wenigstens nur übernachten kann.“

Hierüber sollte ich nicht lange im Unklaren sein. Bald kehrte der Wirth zurück mit der Nachricht, daß für mich auf dem Anbau des Hauses ein dort befindliches kleines Zimmer eingerichtet und geheizt werde, ich möchte deshalb noch ein Stündchen im Gastzimmer verweilen, bis alles in Ordnung sei. Darauf ließ ich mir ein Abendessen und auch eine Flasche Rheinwein geben und hörte den im Harzer Dialekt lebhaft geführten Unterhandlungen der Handelsleute zu. Nach Verlauf einer guten Stunde erschien dann die Wirthin, eine blasse, sehr betrübt aussehende Frau, und lud mich ein, ihr mit meinen Sachen in mein hergerichtete Zimmerchen zu folgen, welcher Ein-

ladung ich um so lieber nachkam, als der Aufenthalt in der mit Tabaksdampf ganz angefüllten Gaststube fast un-
leichtlich wurde.

Das Schlafzimmerchen war ganz einfach, und ich dankte der Wirthin herzlich für die Mühe, die ich ihr noch in der Abendstunde gemacht hatte. Sie erregte mein Mitleiden und ich sagte: „Möge der liebe Gott es Ihnen tausendfach vergelten, daß Sie sich dieser Arbeit unterzogen haben, und möge er, wenn ein Kummer Sie drückt, Ihnen denselben abnehmen.“

„O Herr“, erwiderte sie, „das kann nicht mehr sein.“ Damit ging sie hinaus, ihre Thränen verbergend. Ich mußte diesen stillen Schmerz ehren und ließ die Frau ruhig aus dem Zimmer gehen. Dann sah ich mich in demselben um. Ein recht ansehnliches Bett, das aufgeschlagen in dem gut durchheizten Stübchen zur erquickenden Ruhe einlud, ein Tischchen mit darangesetztem, zwar altmodischen, aber bequemem Lehnstuhl, war das ganze Möblement des Zimmers, aber was fragt man nach Eleganz, wenn man ermüdet ist und ein reinliches und behagliches Ruhebett findet. Ich hatte den Rest des Weines, der recht gut war, mitgenommen, trank noch ein Glas und setzte mich dann zum Breviergebet, das ich noch theilweise zu vollbringen hatte, nieder, nachdem ich zuvor noch einige Scheite Tannenholz dem Feuer zur Nahrung gegeben, das in dem kleinen Windofen ganz angenehme Musik machte.

Ein Stündchen mochte darüber vergangen sein, während, wie ich hörte, auch die andern Gäste theils im Hause, theils über den Hof sich zur Ruhe begaben. Meine Uhr zeigte die zehnte Abendstunde, und ich erhob mich, um mich ebenfalls dem einladenden Ruhebett zu übergeben. Da — ich war daran, mich zu entkleiden, höre ich ganz in der Nähe einen kläglichen Laut, und indem ich noch hinzuhörte, gleich einen stärkeren.

Ich nahm das Licht und leuchtete unter das Bett, während, daß sich dort ein Thier, vielleicht eine Kaze, verborgen habe, aber in demselben Augenblicke höre ich den Jammerlaut wieder, und zwar von der Seite, wo, wie ich erst jetzt bemerkte, eine Tapetenthür, mit einem kleinen verhängten Fenster versehen, in ein anstoßendes Gemach führte. Ohne Furcht ergreife ich den Thürdrücker, um nachzusehen, allein die Thür ist von innen verschlossen oder verriegelt, ich kann sie nicht öffnen, doch ist aus dem Thürfenster ein kleines Gestrüch ausgebrochen, welcher Umstand mir erlaubte, mit dem Bleistifte meiner Brieftasche die Gardine zur Seite zu schieben und so durch das vor das Fenster gehaltene Licht den Ort, woher die kläglichen Töne drangen, möglichst zu erleuchten und zu durchspähen.

Indem ich eben damit beginne, fällt mir die ganze Glasscheibe, die nur mit einem Streifen Tapete auf der Thür festgeklebt war, in die Hand, und nun ist die Oeffnung groß genug, um die Gardine zur Seite zu schieben, das Licht hindurchzuhalten und den Raum zu erhellen. Ich nahm nun behutsam das Licht, nachdem ich zuvor eine Wachskerze, wovon ich immer auf der Reise einige Enden mitführe, angezündet, und leuchtete, den Arm weit durch die Oeffnung vorgestreckt, in das Nebengemach, und was sehe ich dort? — Eine Kindesleiche auf dem Strohlager an der mir gerade gegenüberbefindlichen Wand des ganz kleinen Kammerleins. Ohne Zaudern zog ich das Licht zurück und tastete mit hindurchgestrecktem Arme nach dem Schlosse der Thür, und da dieses, ein sogenanntes Druckschloß, sofort dem Drucke meines Daumens nachgab, war die Thür geöffnet. Ich ging nun zur Leiche, um mich zu überzeugen, ob wirklich die Klageröne von ihr ausgegangen, d. h. ob das Kind, ein elf oder zwölf Jahre altes Mädchen, wirklich todt oder nur scheintodt sei.

Raum hatte ich mich zu ihm niedergebeugt, als ich eine Bewegung des Mundes wahrte und zugleich den Jammerton vernahm, sowie das Bestreben der Scheintodten sah, die Augen zu öffnen. Ohne Zögern nahm ich das nur mit dünnen Kleidchen bekleidete und vor Kälte ganz erstarrte Kind auf meine Arme und trug es in mein

warmes Zimmer, in das für mich bestimmte Bett, erwärmte rasch meine Reisendecke und im Wasserglase auf dem Ofen ein wenig Wein und hatte die Freude, nach einer Dauer von kaum zehn Minuten zu sehen, wie die Augen und der Mund des Kindes sich öffneten, und die Brust, in der ich bisher keinen Herzschlag gefühlt, sich auf- und niederhob. Ich bedeckte das Kind nun mit der erwärmten Reisendecke und stößte ihm mit den Fingern, da ich kein Löffelchen zur Hand hatte, ein wenig warmen Wein ein, und dieser hatte die Wirkung, daß sich bald Lippen und Zunge bewegten, gleichsam als hätte das Kind sprechen wollen. Nach und nach wurde die Bewegung des Herzens bemerkbar, der Pulsschlag war, wenn auch noch sehr matt, wieder fühlbar, und nun, nachdem ich das Kind in eine etwas erhöhte Lage gebracht, gab ich ihm einige Tropfen Wein mit einem zu einem provisorischen Löffel gedrehten Blatte meiner Brieftasche in den Mund, welche es in der That verschluckte, so daß ich's nun wagte, ihm aus dem Glase von dem Rest des Weines mit viel Wasser vermischt von Zeit zu Zeit zu trinken zu geben, hoch erfreut, dem Kinde das Leben erhalten zu haben.

Nach Verlauf von abermals einer Stunde war das Athmen des Kindes ganz regelmäßig und sein Pulsschlag fast normal.

Ich rebete es an, indem ich sagte: „Du armes Kind, bist wohl sehr kalt gewesen, nicht wahr, Dich fror sehr?“ worauf es erst einige Zeit stumm den Mund bewegend, dann mit matter, aber deutlicher Stimme sagte: „Ja, Herr Doktor, ich war sehr kalt.“

„Nun“, sagte ich, „trink nochmals, das wird Dich erwärmen und kräftigen“, und es trank mit ganzem Behagen und dankte.

Ich trug mir nun den Sessel dicht ans Bett, und da ich gewahrte, daß es Neigung zum Schläfe zeigte, indem es stark gähnte, nahm ich die Stellung so, daß der Rücken des Stuhles das Licht verdeckte, und wirklich lag es bald in tiefem Schläfe. Auch ich versuchte nun, so viel es ging, in dem Sessel ein wenig zu schlafen, indem ich mich in meinen Mantel hüllte, jedoch es wollte nicht gehen, theils duldete es die Aufregung nicht, worin ich mich befand, theils hielt mich auch das Interesse wach, das ich an dem sichtbaren Wiederkehren und Erstarken der Lebenskräfte nahm und das mich von Augenblick zu Augenblick nach meinem geretteten Schützling sehen ließ. Nicht Vater und Mutter können mit größerer Freude auf ihr aus schwerer Krankheit erstandenes Kind sehen, als ich auf meinen vom Tode erretteten Schützling sah.

Der Tag dämmerte bereits und noch schlief es, bis es dann das laute Geräusch der Marktleute, welche die Budenstangen vom Stallboden auf den Hof warfen, erweckte. Mit scheuem Blicke musterte es mich, und da es in mir einen Fremden und Unbekannten erblickte, rief es ängstlich: „Mutter, wo bist Du?“

Ich suchte es zu beruhigen, indem ich sagte, daß die Mutter noch schlafe, daß ich sie aber bald herbeirufen wollte, denn ohne das Kind fragen zu müssen, sah ich, daß mit der herbeigewünschten Mutter die blasser und betrübte Wirthin gemeint war, der das Kind ähnlich sah.

„Warst Du lange krank, mein Kind“, fragte ich, „und fühlst Du Dich jetzt besser?“

„Ach ja, ich bin wohl lange krank gewesen, wie lange jedoch, weiß ich nicht. Ach, ich möchte doch erst die Mutter sehen!“

„So will ich sie rufen, jetzt aber trink einmal Wasser und bleibe ruhig im Bett.“

Ich kieg die Treppe hinab, und auf dem Hausflur begegnete mir der Wirth, der mir „Guten Morgen“ bot, sich wunderte, daß ich bereits aufgestanden, und fragte, wie ich geschlafen.

„Nun“, sagte ich, „geschlafen habe ich die ganze Nacht nicht, und daran trägt meine Nachbarschaft die Schuld.“

„O Herr“, sagte er, und sein Gesicht wurde noch bleicher, als es schon war. „Die Thür zur Kammer war doch verschlossen, sammt dem Fenster darin, wie hätte Sie da, ohne daß Sie's ahnen konnten, die entseelte Hülle meines einzigen Kindes, das gestern Morgen starb, finden können? Hatten Sie vielleicht die Gardine zur Seite geschoben und war's Ihnen dadurch möglich, die Leiche zu sehen? Ich hatte keinen andern Raum mehr für Sie und Sie wollten ja unbedingt hier bleiben und darum müssen Sie verzeihen.“

„Nicht allein verzeihen, lieber Mann“, sagte ich, ihm die Hand reichend, „mein, Gott preisen muß ich und müssen Sie, daß er mich hieher geführt und zum Nachbar und Retter einer Scheintodten gemacht hat, die, wäre dieses nicht geschehen, heute Morgen sicher eine wirkliche Todte war.“

Mit welchem Blick der Mann mich ansah, wie er, starr vor Hoffnung und Furcht, einer Bildsäule gleich, vor mir stand, vermag ich nicht zu beschreiben. Endlich sagte er sich, und an dem Pfosten der Treppe sich haltend, sprach er: „O Herr, lieber Herr! Wie soll ich verstehen, was Sie da sagen? Sollte mein Kind, meine liebe Marie nicht todt sein, sondern leben?! O Herr, sprechen Sie deutlich, lebt mein Kind, mein einziges Kind?!“

„Still, still“, sagte ich, „kommt mit mir in die Stube, ermannet Euch, es ist nichts Trauriges, was ich Euch berichten kann“, und damit zog ich ihn ins Gastzimmer, um ihm noch etwas Zeit zu lassen, sich zu fassen. „Setzt Euch und hört mich an, Euer Kind lebt und ist munter, aber noch sehr schwach, und darum ist jede Aufregung bei ihm zu vermeiden. Thut deshalb, wenn ihr es jetzt wiederseht, als ob Ihr es als eine aus schwerer Krankheit, nicht aber von der Todtenstreu Erstandene begrüßet. Gerade so darf es auch Eure Frau nur thun und ich bitte Euch deshalb, daß Ihr auch diese selbst langsam und behutsam auf diese unerwartete Freude, die Gott Euch gibt, aufmerksam macht, denn beiden, dem Kinde und der Mutter könnte, wie ich aus der lezten tiefen Schmerz zu erkennen glaube, Schreck und Freude tödtlich sein.“

Dann theilte ich ihm, der wie auf glühenden Kohlen saß, so kurz als möglich die Einzelheiten bei der Rettung seines Kindes mit. — „Und nun“, sagte ich, „kommt und schaut Gottes Liebe, die sich in der Wiedergabe Eures todtgeglaubten und doch lebenden Kindes so herrlich offenbart.“

Wir stiegen die Treppe hinauf und dem hineintretenden Vater lächelte die erstandene, todtgeglaubte Tochter freudig entgegen, die dieser innig an seine Brust drückte; dann eilte er zu seiner Frau, um auch ihr das freudreiche Ereigniß, wie ihm geboten, mitzutheilen, und siehe, auch die gleich erscheinende Mutter, welche der Schmerz so unendlich niedergebeugt hatte, war ein starkes Weib, das Wiederfinden eines todtgeglaubten und nun wieder erwachten Kindes war ein wahrhaft seliges, aber ein ruhiges und gefasstes.

Nicht lange währte es, und das Gerücht davon war ins Städtchen gedrungen und allgemeine Freude zeigte sich auf den Gesichtern der Verwandten und Bekannten der Wirthsleute, die nun kamen, um denselben ihre Theilnahme auszusprechen. — Ich, als der vom Wirth als Gottgesandter Bezeichnete, wurde mit Artigkeiten und Ovationen förmlich überschüttet und freute mich, gegen Mittag das Gesicht meines Neffen Wilhelm zu sehen, der mich mit seinem muthigen Rosse auf leichtem, aber starkem Jagdwagen bald zu seiner nur eine Stunde von E. entfernten Försterwöhrung brachte, wo ich mich denn in einigen Tagen von den gehaltenen Strapazen wieder erholte.

Auf der Rückreise fuhr ich vor meinem alten Quartiere vor und fand das Kind gesund und munter bei den Eltern am Tische sitzen.

Noch dreimal habe ich die Gerettete besucht, das leztmal besuchte sie mich mit ihren Eltern auf meiner Pfarrei in A., um mir Lebenswohl zu sagen, da die Familie

nach Amerika auswandern wollte, um eine Farm (Ackerwirtschaft), die ein unverheiratheter Bruder der Frau in der Nähe von St. Louis hinterlassen, zu übernehmen.

Neues aus Kirche und Welt.

* **München.** Wie im vorigen Jahre so betheiligte sich Seine Königl. Hoheit der Prinzregent mit den Prinzen des Königl. Hauses und den Staatswürdenträgern auch heuer an der Fronleichnamsprozession.

* **Bayern.** Die „Donauztg.“ berichtet von einer hochherzigen That des Grafen Konrad v. Preysing. Derselbe hat im vergangenen Winter sämtliche Felder seines Fideicommiss-Gutes Aholming den Gemeindegürgern daselbst auf dem Wege öffentlicher Verpachtung auf neun Jahre in Einzelpacht gegeben. Die hierauf bezüglichen Verträge sind seit Monaten abgeschlossen, und kein Anstand irgend welcher Art hatte sich ergeben. Am Pfingstdienstag ließ der Graf die zahlreichen Pächter in das Moser'sche Wirthshaus zu Aholming laden, erschien dann dortselbst und gab der Ansicht Ausdruck, daß die Aholminger zu theuer gepachtet hätten; es liege ihm nicht daran, den augenblicklich größtmöglichen Nutzen aus den Feldstücken Aholming's zu ziehen; vielmehr wünsche er, daß die Pächter eine dauernde Freude an der Bearbeitung der Pachtfelder gewannen und schließlich dieselben in der Bewirthschaftung gleich den eigenen Feldstücken behandelten. Zu diesem Zwecke habe er sich entschlossen, für die ganze Dauer der Pachtzeit eine Pachtminderung von 25 pSt. eintreten zu lassen. Der Graf schloß mit den Worten: „Leben und leben lassen.“ Herr Lehrer Groll dankte Namens sämtlicher Pächter dem Herrn Grafen für diesen Edel-sinn und schloß mit einem dreifachen Hoch auf denselben, in welches sämtliche Anwesende begeistert einstimmten.

* **Bonn.** Bei der diesjährigen altkatholischen Synode betheiligten sich 25 Geistliche und 51 Laien. Die „Köln. Zeitung“, bekanntlich das nationalliberale Hauptblatt, das früher den Altkatholicismus als Schooßkind gehätselt, weist jetzt den Bericht über die Synode unter die „Vermischten Nachrichten“. Wenn die Erz-Freunde des Altkatholicismus denselben zum alten Eisen werfen, dann muß er doch keinen Schuß Pulver mehr werth sein.

* **Paris.** In Sables d'Ornonne sammelte eine Schwester Gaben bei den Einwohnern für eine Greisen- und Krüppel-Anstalt. In einem Gasthof stellte sich einer der Gäste, republikanisches Mitglied eines Gemeinderaths, als wolle er ebenfalls etwas geben, spuckte aber der Schwester auf die hingehaltene Hand. „Mein Herr, das ist für mich, wohl wegen des Kleides, das ich trage“, antwortete ruhig die Schwester, indem sie die andere Hand hinstreckte; „nun bitte ich sehr um etwas für meine armen Greise.“ Ganz beschämt zog der Mann nun wirklich seinen Buntel und legte der Schwester sehr höflich ein schönes Silberstück in die andere Hand.

Diöcesannachrichten.

* **Speyer.** Die Fronleichnamsprozession, bei welcher der Hochwürdigste Herr Bischof das Allerheiligste trug, fand bei schönstem Wetter unter äußerst zahlreicher Betheiligung statt. Sie verlief ohne Störung. Für den gesetzlich vorgeschriebenen behördlichen Schutz war in nobelster Weise Sorge getragen. Auch aus andern Städten ließt man Berichte über den erfreulichen Verlauf der Procession.

* **Speyer.** 14. Juni. Am 31. Mai starb im Kapuzinerkloster zu Karlstadt am Main der hochw. P. Eucharis. Der Verstorbene war ein Sohn des vor einiger Zeit verstorbenen Lehrers Busch in Burrweiler und ein Neffe unseres hochw. Herrn Dompropstes; ein Bruder von ihm ist Pfarrer in Zeiskam. P. Eucharis gehörte seit nahezu 34 Jahren dem Kapuzinerorden an. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Speyer hatte

derselbe zuerst die Absicht, dem höheren Finanzdienste sich zu widmen, und bezog zu diesem Zwecke die Universität Würzburg. Nach einiger Zeit jedoch fühlte er sich plötzlich zum Ordensstande hingezogen, hat um Aufnahme in den Kapuzinerorden und erhielt dieselbe am 28. October 1853. Am 31. Juli 1856 zum Priester geweiht wirkte er von da in segensreichster Weise in den Ordens-Conventen zu Vohr, Aschaffenburg, Würzburg, Königshofen und Karstadt. P. Eucharis war ein sehr beliebter Prediger. Mit großer Begeisterung hing das Volk an dem freundlichen bescheidenen Ordensmann, und ebenso erfreute er sich bei seinen Ordensgenossen sowohl, wie bei der Weltgeistlichkeit vorzüglicher Achtung und Verehrung. Möge der Friede, der den Verstorbenen im Ordensleben so glücklich gemacht, nun im vollsten Maße sein Antheil sein in der Herrlichkeit des Himmels. R. i. p.!

*) **Burrweiler.** Die Fronleichnamsprozession, deren Theilnehmer nach hundertem zählten, wurde dahier, vom schönsten Wetter begünstigt, in besonders feierlicher Weise abgehalten. Zum ersten Male befand sich ein Musikchor im Zuge, der, mit dem Volksgesang abwechselnd, die vorgeschriebenen Coralgänge in ergreifender Weise spielte. Bei musterhafter Ordnung waren die Theilnehmenden von der hohen Bedeutung der Feier so sehr durchdrungen, daß zahlreiche Thränen flossen und allgemein tiefinnige Andacht herrschte. Der Herr im Allerheiligsten Altarssakrament möge seinen Segen recht reichlich über diejenigen ergießen, die da wettesterten, der Procession den größtmöglichen Glanz zu verleihen und ihre Häuser und die Altäre auf das prächtvollste zu schmücken.

Gebetserhörungen. Nach einer neuntägigen Andacht zu Ehren der hl. Fam. lie und des hl. Antonius fand ich Erhörung, was ich dank-erfüllt meinem Versprechen gemäß veröffentlichte.

— Ein's unserer Angehörigen litt an einer schweren Krankheit, wir nahmen unsere Zuflucht zu der lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe und gebrauchten dabei Wasser von Lourdes, wir wurden erhört. Dafür herzlich und öffentlichen Dank der lieben Mutter Gottes. B. A. in 3.

Politische Rundschau.

* **Speyer, 14. Juni.**

Der deutsche Reichstag wird, nachdem die Commission die Vorberathung beendet hat, im Laufe dieser Woche über das Schicksal der Brauntweinsteuer das entscheidende Wort sprechen, d. h. dieselbe bewilligen. Schon am nächsten Samstag kann das betreffende Gesetz fix und fertig und veröffentlicht sein. Es haben dann die Herren Grobbrenner ihr Schäfchen im Trockenen und die Regierung verfügt über 150 Millionen neuer Steuern.

Auch die Zuckersteuerfrage wird nächsten erledigt sein. In der betreffenden Commission geht alles glatt von statten, d. h. nach dem Willen der Regierung und der Zuckerfabrikanten — auf Kosten des consumirenden Publikums.

In der vorigen Woche hat der Reichstag einen Beschluß gefaßt, welcher die Anerkennung und die Zustimmung aller derer finden wird, denen das Wohl und Wehe der arbeitenden Classen am Herzen liegt; es handelte sich um die Arbeiterschutzanträge des Centrumsabgeordneten Hise und Genossen. Die socialpolitische Commission des Reichstages hatte bekanntlich vor kurzem diese Anträge einer gründlichen Erörterung unterzogen und in den meisten wesentlichen Punkten dieselben, wenn auch etwas abgeschwächt, angenommen. Wir haben die Hauptpunkte jener Anträge in der Rundschau in Nr. 20 des „Bilgers“ aufgezählt. Der Reichstag ist nun dem Beschlusse der Commission beigetreten, und es hat jetzt noch der Bundesrath seine Zustimmung zu geben. Diese ist leider noch nicht sicher. Die Vertreter der Regierung waren bei den Beratungen sehr zurückhaltend. Wenn es sich um Einführung neuer Steuern handelt, dann wird von dieser Seite ein ganz anderer Eifer entwickelt.

Der Kaiser hat sich bei der Grundsteinlegung zum Nord-Ostsee-Canal eine Erkältung zugezogen, in Folge deren er das Bett hüten muß. — In dem Halsleiden des Kronprinzen ist eine Veränderung nicht eingetreten. Die Berliner Aerzte halten das Uebel für bedenklicher als der berühmte Londoner Arzt, der schon wiederholt Untersuchungen am Kehlkopf des hohen Patienten vorgenommen hat.

Frankreich. In der Deputirtenkammer haben jetzt die Mitglieder der Rechten, die Monarchisten, d. h. Anhänger des Königthums, dem neuen Ministerium gegenüber eine andere Haltung angenommen, als bisher. Bisher galt es als Parteigrundsatz, jedes republikanische Ministerium bei passender Gelegenheit zu stürzen. Damit erreichte man nur, daß ein immer schlechteres Ministerium an's Ruder kam. Jetzt wollen die Monarchisten praktische Politik treiben und wollen dem Ministerium, wo es möglich ist, entgegenkommen. So wird die Regierung gezwungen, auf die Wünsche der Monarchisten Rücksicht zu nehmen. Das ist für den Augenblick die vernünftigste Politik, welche die Monarchisten treiben können. Bloß opponiren macht auf die Dauer auf das Volk keinen Eindruck, dasselbe will thätige wirkliche Arbeit sehen. Das Centrum in Deutschland hat opponirt, wo es Schlimmes zu verhüten gab, hat aber wirklich guten Maaßregeln seine Mitwirkung niemals versagt; auf diese Weise hat es die Regierung gezwungen, Wege einzuschlagen, von denen sie früher nichts wissen wollte. — Der gewesene Kriegsminister Boulanger bekam vom neuen Kriegsminister ein Commando angeboten, hat aber dasselbe ausgeschlagen, um sich eine Zeitlang „ausruhen“ zu dürfen. Boulanger hält sich wahrscheinlich für höhere Dinge (Präsidentenstuhl) berufen und will sein theures Ich nicht abnutzen.

Die Streikbewegung in **Belgien** kann man für dieses Mal als beendet betrachten. Die Arbeiter haben fast überall ihre Arbeit wieder aufgenommen. Einige blutige Zusammenstöße zwischen Streikenden und Gensdarmen sind aber auch noch in letzter Woche vorgekommen. Einige Anarchisten sind noch festgesetzt worden. — Die Streikenden haben nichts erreicht. Wenn aber Regierung und Kammer in Belgien nun auch meinen, den Arbeitern nichts bewilligen zu sollen, so wäre das im höchsten Maße bedauerlich. Nicht nur ernstliche sociale Reformen sind in Angriff zu nehmen, sondern auch politische. Die Angst vor dem allgemeinen Wahlrecht müssen die belgischen Katholiken ablegen, und zunächst wenigstens eine Umbildung desselben ins Auge fassen, und zwar bald. Der Zustand, daß etwa 100,000 Männer ein Volk von über 5 Millionen regieren, während die andern Staatsbürger politisch mundtot sind, läßt sich weder aufrecht erhalten noch rechtfertigen. Arbeitergesetze zu erlassen, ohne den Arbeitern die Möglichkeit zu gewähren, durch ihre Vertreter an denselben mitzuarbeiten, ist eben ein Unding.

Italien. Die schlimmen Erfahrungen, welche Italien mit seiner Colonialpolitik gemacht hat, scheinen auf die Regierung nicht abschreckend zu wirken. Denn neuerdings liest man, daß dem König von Abyssinien eine förmliche Kriegserklärung übersandt werden soll. Wird der sich aber fürchten!

In **England** bilden die unter Ausbietung von Polizei- und Militärmacht vorgenommenen Ausweisungen von Pächtern ein übles Vorspiel zu dem 50-jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria. Nicht nur aus Irland werden horrenden Ausweisungen gemeldet, sondern neuerdings auch aus Wales, wo ein Theil der Bevölkerung sich weigert, den hohen Zehnten an die Staatskirche, der nur ein geringer Bruchtheil des Volkes angehört, zu zahlen. — Das Parlament setzt inzwischen die Verathung des irischen Zwangs- und Strafgesetzes fort; dieselbe zieht sich aber sehr in die Länge, da Gladstone und seine Anhänger sowohl wie die irischen Abgeordneten die Vorlage aufs Heftigste

bekämpfen und zu jedem Paragraphen lange Neben halten. Da es ein Ausnahmegesetz ist, bestimmt zur gewaltsamen Unterdrückung des armen irischen Volkes, können die Folgen keine guten sein.

Todes- Anzeige.

Dem lieben Gott hat es gefallen, seine treue Dienerin, unsere liebe Tochter, Schwester, Nichte und Cousine

Elisabetha Böspflug

im Alter von 32 Jahren, nach geduldig ertragenen Leiden und öfters versehen mit den Tröstungen unserer hl. Religion, heute früh zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Um ein Memento für die Verstorbene bitten

Serrheim, Landau und Wattenhaim, den 5. Juni 1887.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Sieben erschien in Zweiter verbesserter Auflage

 vollständig 

Dr. J. J. Holzwarth's Weltgeschichte.

Sieben Bände. Preis geh. 30 M., in schönem feinen Halbleder-Einb. 40 M.

Die Weltgeschichte kann auch in fünfzig Lieferungen à 60 Pf. nach und nach bezogen werden Einbanddecken 90 Pf. per Band. Jede Buchhandlung ist ferner in den Stand gesetzt, unvollständig bezogene Exemplare sowohl der Lieferungs- als Band-Ausgabe zu ergänzen.

Mainz, im Mai 1887.

Franz Kirchheim.

Neuer Verlag der Jos. Kosel'schen Buchhandlung in Kempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In und Auslandes; in **Speyer** durch die **F. Kleeberger'sche** Buchhandlung.

Meine Wasserkur durch mehr als 30 Jahre erprobt und geschrieben zur Heilung der Krankheiten und Erhaltung der Gesundheit von **Sebastian Kneipp**. Mit dem Lichtdruckbildnisse des Verfassers sowie vielen Illustrationen im Texte. Zweite, vermehrte Auflage. 8°. 338 S. Preis broch. M. 2.50, geb. in R. u. E. Leder mit Goldtitel M. 3.10.

Die längst mit Spannung erwartete neue Auflage dieses vorzüglichen Volksbuches wurde vom Verfasser gründlich durchgesehen und noch um mehrere Kapitel vermehrt. Der Preis blieb trotzdem der alte. Einer besonderen Empfehlung des Buches bedarf es wohl kaum mehr. Der ausserordentlich rasche Absatz der 1. Auflage und die fortwährend sich steigernde Nachfrage nach der neuen Auflage bekunden genügend den Werth desselben.

Für den heiligen Vater.

Speyer ung. 30 S.

Missionsverein.

Speyer ung. 20 S. Forst ung. M. 1 und gebrauchte Briefmarken.

Kindheit-Jesu-Verein.

Speyer ung. M. 1. Hördt M. 3.64. Kuhardt M. 1.78.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 14. Juni.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.						Gesfegen.	Gefallen.
		Höcster Preis.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
Weizen . . .	2	9 00	9 00	9 00	9 00	—	—	—	—
Korn . . .	31	7 25	7 25	7 25	7 25	—	—	—	25
Gerste . . .	0	0 00	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Erbsen . . .	0	0 00	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Hafer . . .	20	6 10	6 03	6 05	—	—	—	—	20

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, D. Dörner in Kaiserslautern, St. Kast in Eberbach, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 26. Juni. Johannes u. Paulus, M.
Mont., 27. Von der Octave Joh. d. Täufl.
Dinst., 28. Irenäus, Bish. u. Märtyr.
Mittw., 29. Petrus und Paulus, Ap.
Donnerst., 30. Gedächtniß des hl. Paulus.
Freit., 1. Juli. Octave von Joh. d. Täufl.
Samst., 2. Maria's Heimsuchung.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte, Augustinus.

Speyer, den 26. Juni 1887.

Einladung zum Abonnement für das III. Quartal.

Da mit der heutigen Nummer des „Pilgers“ das II. Quartal zu Ende ist, so ersuchen wir um **unverzügliche** Erneuerung des Abonnements für das III. Quartal, und bitten zugleich, das Pilgerblatt in immer weitere Kreise verbreiten zu helfen.

Verlag und Redaction des „christl. Pilgers“.

Der Teufel im Papier.

Klug und boshaft, wie er seinem ganzen Wesen nach ist, nimmt der Menschenverderber, der Satan, zu verschiedenen Zeiten verschiedene Gestalten an, um hinter denselben versteckt desto sicherer die Leute in sein Lügennetz zu bekommen. Manchmal nimmt er die Gestalt von Licht an, manchmal ist es ein Schlangenleib, in den er hineinschlüpft, dann setzt er sich in ein Götzenbild, aus dem er herausredet, und häufig genug hat er schon Menschenleiber in Besitz genommen und in ihnen und durch sie sein schlechtes Handwerk getrieben.

Heutzutage nun macht er sich's gar bequem. Er versteckt sich im Papier, weil es gar so viel Papier auf der Welt gibt, und in allen Händen ist. Er stellt nämlich die Sache so an. Er sucht sich Leute aus, die sich seinen Plänen hingeben, und nimmt von ihrem Geiste Besitz. Solche dem Geiste nach vom Teufel Befessene gibt es zahllos Viele. Diesen haucht er nun seine Lügengeister ein, daß sie das Gute für schlecht, das Schlechte für gut, die Finsterniß für Aufklärung und Licht, das wahre ächte Licht für Finsterniß und Verdummung anschauen, und darnach reden sie auch und bringen ihre Gedanken auch zu Papier in Schrift und Bild. Und damit ihre Teufelsgedanken ja recht an möglich viele Menschen kommen, bringen sie ihr Papier in die Druckfabrik, wo dann der Setzer und Drucker die bösen Geister, die in dem schlechten Aufsatze der Schrift liegen, in Kurzem vertausendfachen und zwar wieder im Papier. Dieses Papier kommt nun unter die Leute, in die Kinder- und Schul- und Leihbibliotheken, in die Gasthäuser, in die Familien, in die Kaufgewölbe, in die Fabriken und Kasernen, kurz überall herum; die Leute lesen das Gedruckte, und schlürfen und trinken dabei mit den Augen all die Geister, will sagen, die Gedanken in sich hinein, die der Teufel seinem Sekretär eingegeben und eingeblasen hat. Darum sage ich mit aller Wahrheit: in jeder schlechten Schrift sitzt der Teufel drin,

und das Papier ist sein Leib und Gewand. Wie er vor dem in dem Schlangenleib die ersten Menschen angeredet und verführt hat, so redet er und verführt er die jetzigen Menschen im Papier, in schlechten Schriften, namentlich in Unterhaltungsbüchern und Zeitungen.

Zum Beweis dafür will ich jetzt das Zeugniß und Urtheil Anderer hersehen, welche die Sache noch viel besser wissen als ich.

Der bayerische Geheimrath Ritter von Olry, welcher im Februar 1863 als Greis von 94 Jahren zu Straßburg im Elsaß starb, weilte zwanzig Jahre, von 1807 bis 1827, als Vertreter Bayerns im Schweizerlande. Während dieser Zeit war es, daß er, durch äußere Rücksichten bestimmt, sich entschloß, in die Freimaurerloge zu Bern einzutreten, die er indeß einige Jahre später wieder verließ, nachdem er den Geist und die wahre Tendenz des Ordens aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Den Mittheilungen, welche der edle Mann später, während seines Stilllebens in Elsaß, über seine Erfahrungen in der Loge machte, ist die Thatsache entnommen, welche ich anzuführen im Begriffe stehe. Olry mußte sich sehr bald überzeugen, daß in den Logen die Illuminaten und die Führer der Revolution zur vollen Herrschaft gelangt waren, und das Ziel, für welches der Orden arbeitete, kein anderes war, als alle Autorität, alle Sittlichkeit und Gerechtigkeit zu untergraben. Insbesondere aber setzte ihn die Nüchternheit in Erstaunen, mit welcher die Illuminaten vorzugsweise durch zügellose, die Sinnlichkeit reizende Schriften die hiehere Schweizernation in ihrem Sinne zu bearbeiten, und derselben so mit schöngesärbtem Streuzucker ihr Gift beizubringen bemüht waren. In Luzern z. B. wurde von ihnen ein Buchhändler gewonnen, in einem Zimmer hinter seinem Kaufladen ein Magazin unsittlicher Bücher und Bilder auf kluge vertraute Weise, besonders auch in den Kreisen der Frauen und Mädchen, zu verbreiten. Von Zürich aus wurde das gleiche Manöver an einem Orte ausgeführt, wo man es am wenigsten ver-

muthen sollte, nämlich in Maria-Einsiedeln. Es lag eine teuflische Bosheit darin, gerade an dem Orte, wo jährlich tausend und tausend Pilger aus der Schweiz, aus Deutschland und Frankreich zusammenströmen, um sich im heiligen Sacramente der Buße von ihren Sünden zu reinigen, und durch die Fürbitte der unbefleckten Mutter des Herrn zur sittlichen Lebensführung zu stärken, — eine solche Werkstätte der Unfittlichkeit zu errichten. Ähnliches geschah an einem Grenzorte des Kantons Wallis durch die Waadtländer Freunde. Am thätigsten aber erschien die schöngeistige Aufklärungsfabrikation in Arau, unter der Leitung des Novellen- und Zeitungsschreibers Eschoffe, des Verfassers der frommen „Stunden der Andacht“.

Es ist wohl kaum nöthig, die Folgerung ausdrücklich hervorzuheben, welche sich aus diesem von Oly bezugten Verfahren der Feinde der Ordnung, der guten Sitte und der Kirche, ergibt. Dieselben waren überzeugt, — und ein Blick auf die Literatur der Gegenwart beweist, daß sie es noch sind, sie waren, sage ich, überzeugt, daß es kein geeigneteres Mittel gäbe, ihr zersetzendes Gift in alle Schichten des Volkes, in das Innerste der Familien zu leiten, als „belletristische Lektüre“ (Unterhaltungsbücher).

Diese Thatsache findet sich in der Schrift: „Gefahren belletristischer Lektüre.“ Ein Vortrag, gehalten im katholischen Casino zu Innsbruck von Jof. Jungmann, Priester der Gesellschaft Jesu, Doktor der Theologie und ord. Professor derselben an der Universität in Innsbruck. Zweite und vermehrte Auflage. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung, 1884. Diese Schrift zeigt sehr, ja erschreckend klar, welches Unheil in unserer Zeit durch zahllose, verderbliche Unterhaltungsbücher angerichtet wird. Darin wird auch das Urtheil eines Ungläubigen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts angeführt, der selber durch seine Bücher Viele verführt und noch verführt.

Dieser Mann, Rousseau, hat geschrieben: „Wenn man die schauerlichen Verirrungen in's Auge faßt, welche in Europa durch die Presse bereits erzeugt worden sind, und nach den Fortschritten, die das Uebel von einem Tage zum andern macht, auf die Zukunft schließt, dann kann man leicht voraussehen, wie die Könige sehr bald dahin kommen werden, es zu bereuen, daß sie dieser fürchterlichen Kunst den Eingang in ihre Staaten gestattet haben. Wollte Gott, die Mehrzahl unserer Schriftsteller wäre unthätig geblieben! Es würde besser stehen um Zucht und gute Sitte, besser um den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft. Aber diese hohlen Phrasenmacher kommen auf allen Seiten daher, bewaffnet mit ihren widersinnigen Lehren, um an den Grundpfeilern des Glaubens zu rütteln, und die Tugend zu untergraben. Sie lächeln verächtlich bei den alten Worten „Vaterland“ und „Religion“, und setzen all ihr Talent und ihre Kenntnisse daran, Alles, was es unter den Menschen Heiliges gibt, niederzureißen und in den Staub zu ziehen. Da behauptet der Eine, es gebe keinen anderen Gott als die Welt, der Andere, der Unterschied von gut und böse sei eine Chimäre, ein Dritter, die Menschen dürften ohne Scrupel, wie die Wölfe in der Wildniß, sich gegenseitig auffressen. Das ist die Weisheit, die sie uns lehren, und die wir von einer Generation zur anderen auf unsere Nachkommen vererben. Das Heidenthum, allen Verirrungen der menschlichen Vernunft preisgegeben wie es war, hat es wohl der Nachwelt irgend etwas hinterlassen, das sich vergleichen ließe mit jenen Denkmälern der Schande, die die Presse für dieselbe geschaffen?“

So urtheilt ein Ungläubiger; die Macht der Wahrheit und des Gewissens haben ihm dieses Geständniß abgenöthigt.

Ueber die schlechten Zeitungen haben vor nicht langem die Hochwürdigsten Bischöfe der Schweiz ein beherzigenswerthes Urtheil abgegeben. Sie sagen:

„Der hl. Apostel Johannes schreibt an eine auserwählte Mutter und ihre Kinder: „Jeder, der abweicht und

nicht in der Lehre Christi bleibt, hat Gott nicht. Wenn Jemand zu Euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt, so nehmet ihn nicht in das Haus auf und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich seiner bösen Werke theilhaftig.“ Wenn der Jünger der Liebe eine so hart scheinende Vorschrift gibt, so muß sie ihre gute Begründung haben, und es ist an der Zeit, dieselbe allen Gläubigen, namentlich den Eltern, Lehrern und Vorstehern jeder Stellung neuerdings an's Herz zu legen. Wenn das Wort des Apostels den Umgang mit Jenen untersagt, welche die Lehre Christi nicht mitbringen, so trifft es offenbar auch Blätter und Schriften, welche die Lehre nicht nur nicht mitbringen, sondern sie und die Kirche, welche sie verkündet, auf das leidenschaftlichste bekämpfen. Aus weit dringenderem Grunde gilt von ihnen seine Mahnung: „Nehmet sie nicht in das Haus auf!“ Ja, vielgeliebte Brüder! Ja, Väter und Mütter, Lehrer und Vorsteher, nehmet sie nicht in das Haus auf!

Es mag beinahe sonderbar erscheinen, daß eine solche Mahnung erst noch gegeben werden muß. Herrscht irgendwo eine ansteckende Seuche, so ist man ängstlich besorgt, das Gift der Ansteckung von sich und den Seinigen ferne zu halten. In Kriegszeiten wird dem Feind jeder Zugang sorgfältig verwehrt, er muß sich jeden Boden mit Gewalt erobern. Sollte es nicht auch so auf dem geistigen Gebiete gehalten sein? Sollen Jene, welche Christum als den Sohn Gottes anbeten, welche die Kirche als ihre Mutter verehren, deren Lehren ihnen Worte des Lebens sind, nicht mit Abscheu und Furcht sich wegwenden von dem Gifte des Unglaubens und die Feinde ihrer Kirche von sich abwehren? Nehmet sie nicht in das Haus auf! Man könnte dieses Wort des Apostels fast ein Naturgesetz nennen, so sehr versteht es sich von und durch sich selbst. Aber was geschieht in der Wirklichkeit? Man abonniert auf ein kirchenfeindliches Blatt, man läßt es täglich in's Haus kommen, man weist ihm den Ehrenplatz in demselben an, es liegt da für Kinder und Untergebene. Und was ist darin zu lesen? Heute werden Priester und Ordensleute verlündet mit erfundenen Skandalgeschichten, morgen kommt eine schon hundertmal widerlegte Geschichtslüge, dann eine willkürliche Entstellung katholischer Lehren und Einrichtungen, Verpöthung und Herabwürdigung heiliger Geheimnisse, oft Alles das auf einmal bunt durcheinander den Lesern aufgetischt. Einer wahrheitsgetreuen Widerlegung der falschen Begriffe oder Berichte wird niemals Raum gegeben. Und nebenher läuft ein Feuilleton oder Unterhaltungsblatt, welches oft genug getaucht ist in das Gift der modernen Lüsterheit, und welches reine Seelen selten lesen, ohne besudelt zu werden, wozu dann noch Anzeigen skandalösen Inhaltes den entsprechenden Schluß bilden. Darf ein christlicher Familienvater ein solches Blatt dulden? Darf er eine Zeitung halten, welche auch nur dann und wann die Seinigen ärgert? Wir sagen mit dem heiligen Johannes: Nehmet sie nicht in das Haus auf! Würde ein Gottesläugner, ein Verführer Euer Haus betreten, so würdet Ihr wohl Eure Angehörigen vor ihm warnen. Wie könnt ihr diesen stummen Verführer eintreten lassen, der viel öfter und viel heimlicher sein Wesen treiben kann? Aergerniß ist Aergerniß, und wer es verschuldet, muß es verantworten. Darum wehret ihm den Zugang in das Haus! Sonst ist Euch das Urtheil schon gesprochen in dem strengen Worte des Apostels: Wenn Jemand für die Seinigen, insbesondere für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verlängnet und ist ärger als ein Ungläubiger.

Der Apostel will aber Jene, welche nicht in der Lehre Christi bleiben, nicht bloß von den Kindern und Untergebenen fern gehalten wissen, er erklärt ganz allgemein: „Wenn Jemand zu Euch kommt, und diese Lehre nicht mitbringt, so nehmet ihn nicht in das Haus auf und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich seiner bösen Werke theilhaftig.“ Wer ein kirchenfeindliches Blatt haltet, der macht sich der bösen Werke des-

selben theilhaftig. Er unterstützt dasselbe mit seinem Abonnement, er zahlt eine Kriegsteuer an die Feinde seiner Kirche, damit sie ihr Werk erfolgreicher betreiben können, er hilft mittelbar seine Kirche bekämpfen, während er vielleicht die gute Presse, die für die Vertheidigung der Kirche einsteht, darben läßt und spröde und schände ihr sein Scherlein verweigert. Allein mit dieser materiellen Gemeinschaft ist das Wort des Apostels noch nicht erschöpft. „Wer ihn grüßet, der macht sich seiner bösen Werke theilhaftig!“ Einem Fremden, der täglich in das Haus käme, um Eure Mutter zu beschimpfen, würdet Ihr ohne Zweifel die Thüre weisen. Aber einem Zeitungsblatte, welches täglich Eure heilige Mutter, die katholische Kirche, lästert und verläumdet, öffnet Ihr nicht bloß die Thüre, schenket ihm nicht nur das Gehör, sondern Ihr bezahlet sogar seine Unverschämtheit noch obendrein mit Eurem guten Gelde. Heißt das nicht, in beklagenswerther Weise sich seiner bösen Werke theilhaftig machen? Aber die Gemeinschaft mit dem Bösen geht in dieser Sache noch weiter. Nicht bloß Kinder, auch Erwachsene leiden Schaden bei dem Lesen schlechter Schriften oder Blätter. Auch hier gilt das Sprüchwort: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Das Eisen wird glühend im Feuer und kalt im Schnee, und Verstand und Herz des Menschen sind ebenso bestimmbar durch die auf sie wirkenden Eindrücke. Wer Tag für Tag Lügen und Vasterungen gegen Religion und Kirche vernimmt, wird mit psychologischer Nothwendigkeit die Innigkeit und Festigkeit des Glaubens verlieren, es geht seiner Seele zum Allermindesten wie dem Leibe, wenn er lange Zeit schlechte Nahrung oder ungesunde Luft in sich aufnehmen muß. Beide verfallen, wenn nicht einer akuten Krankheit, doch einem langsamen Siechthum. Darum nehmet sie nicht in das Haus auf, sonst macht Ihr Euch ihrer bösen Werke theilhaftig.

Nach allem dem ist es nun offenbar deine Pflicht, du katholischer Leser! daß du dich allen Ernstes umsiehst, was denn das Alles für Bücher und Zeitungen sind, die du im Hause hast und liefst; ob Christi Geist und Wahrheit in ihnen walten, oder ob der Teufel es ist, der aus ihnen zu dir redet. Wäre Letzteres der Fall, dann treib ihn heute noch aus; es braucht dazu keinen Heiligen als Teufelsbeschwörer und kein Weihwasser; nimm die schlechte Schrift und wirf sie einfach ins Feuer, das dem Teufel und seinem Anhang ohnehin für alle Ewigkeit bereit ist. So haben es die ersten Christen auch in der Stadt Ephesus gemacht. („Das Kreuz.“)

Bestimmungen

für die Versendung der für die Vaticanische Ausstellung bestimmten Gegenstände.

1. Die für die Vaticanische Ausstellung in Rom bestimmten Gegenstände sind mit nachstehender Adressirung zu versenden:

Esposizione Vaticana.

A Sua Santità il Sommo Pontefice
LEONE XIII.

VATICANO

ROMA
(Italia).

2. Die Gegenstände müssen sorgfältigst verpackt sein und ist jedem derselben eine Declaration beizugeben, nachstehende Angaben enthaltend: a) Vor- und Zuname des Sponsors; b) Angabe der Diocese, welcher der Sponsor angehört; c) Bezeichnung des Gegenstandes sowie des

Stoffes, aus welchem er angefertigt ist; d) falls der betreffende Sponser um einen Preis concurrirt, muß dem Gegenstande das durch die Ausstellungs-Commission vorgeschriebene gedruckte und gehörig ausgefüllte Formular beigelegt werden.

3. In den Begleitscheinen (Frachtbriefen) der Eisenbahnen und Dampfschiffe muß die Beschaffenheit der Gegenstände mit möglichster Genauigkeit angegeben sein.

4. Der Sponser hat sofort nach Absendung seiner Spende das römische Lokalconite hievon zu verständigen, und zwar durch einen frankirten und an nachstehende Adresse gerichteten Brief:

Al Sgr. Comm. Filippo Tolli

Via della Maddalena 27 — p. 2.
Roma, Italia.

Diese briefliche Mittheilung hat zu enthalten: a) den Tag der Absendung; b) den Ort, von wo selbe erfolgte, unter Beisehung der betreffenden Diocese und Nationalität; c) das Verzeichniß der in dem Behältniß oder der Kiste enthaltenen Gegenstände unter Angabe des Namens jedes Gegenstandes, sowie des Stoffes, aus welchem er verfertigt ist, Vor- und Zuname des Sponsors und — falls derselbe in Preisbewerbung tritt — ist diesem Briefe eine Copie der gehörig ausgefüllten Declaration für Preisbewerbung beizulegen.

Wenn die Sendung aus mehreren Colli besteht, müssen dieselben mit fortlaufenden Nummern versehen sein und sind der nach Rom zu richtenden brieflichen Mittheilung ebensoviele Verzeichnisse beizulegen als Colli versendet wurden; jedes dieser Verzeichnisse hat nebst den oben bemerkten Angaben auch die mit den Colli correspondirende Nummer zu tragen.

5. Die Sendungen haben franco Rom zu erfolgen, d. h. der Versender hat die Post- oder Frachtkosten bis Rom zu tragen.

6. Die unter der Eingangs erwähnten Adresse an Se. Heiligkeit und unter genauer Beobachtung der vorstehenden Bestimmungen erfolgten Sendungen genießen seitens der italienischen Zoll- und Grenzbehörden volle Zollfreiheit.

7. Es ist strenge verboten, den Sendungen Briefe oder briefähnliche Schriftstücke beizulegen, nur die Beilage der sub 2 erwähnten Declaration ist gestattet. Zuwiderhandelnde setzen sich der Gefahr der gesetzlichen Bestrafung aus und würden auch die Spenden der Confiscation verfallen.

8. Die unter den angegebenen Bestimmungen versendeten Gegenstände genießen in den Monaten September, October und November Frachtermäßigung seitens der italienischen Bahnen.

9. Die für die Vaticanische Ausstellung bestimmten Gegenstände haben längstens in der zweiten Hälfte October in Rom einzutreffen.

10. Es ist rathlich, die aus ein und derselben Diocese stammenden Gegenstände gleichzeitig zu versenden, daher werden die Sponsoren ersucht, sich ehebalbigst mit dem betreffenden Diöcesancomite für die päpstliche Secundizfeier, oder wo solche nicht bestehen sollten, mit dem betreffenden hochw. Ordinariate zu verständigen.

Rom, den 20. Mai 1887.

Für die Commissione Promotrice:
G. Acquaverni, Präsident.
G. Donini, Generalsecretär.

Du sollst den Sabbath heiligen.

Der Churfürst Max Joseph von B. besaß tief im Walde ein altes Jagdschloß. Es stand auf einem Felsen und von den Fenstern aus sah man nichts als lauter walbige Berge voll Tannen, Buchen und Eichen; nur ganz im Hintergrunde erblickte man bei hellem Wetter die beschneiten Alpen. Das Schloß lag sehr ein-

sam; der einzige Ort in der ganzen Gegend war ein kleines Dorf mit Kirche und Pfarrhaus hart am Fuße des waldigen Berges gelegen.

Fast jeden Herbst besuchte der Churfürst dieses einsame Schloß, theils um einige Wochen auszuruhen von den Geschäften der Regierung und den Strapazen des Hoflebens, theils um das edle Waidwerk zu pflegen, denn die Wälder waren reich an Wildpret jeder Art.

Eines Herbstes kam er wieder mit seiner Gemahlin und einer Anzahl von Hoffkavalieren. Bisher war die Witterung sehr freundlich gewesen, aber kaum war der Fürst angekommen, so fing es in Strömen zu regnen an, so daß man die Wälder umher kaum mehr sah. Zuerst hoffte man, am nächsten oder doch übernächsten Morgen werde sich der Himmel aufheitern, doch vergebens. Mergelich blickte der Churfürst hinaus in den stürmenden Regen, des Tages klopfte er wohl mehr als zehnmal am Barometer. Allein dieser wollte kein Häubchen machen; er blieb so eigensinnig wie der Himmel, der nichts darnach fragte, was Seine Durchlaucht für Witterung wünsche. Schon wollte der Churfürst wieder in die Residenz zurückkehren, da heiterte sich an einem Samstag auf einmal der Himmel auf und gegen den Nachmittag hin brach die Sonne siegreich durch das düstere Regengewölk und ging gluthroth hinter den schwarzen Tannenwäldern unter.

„Endlich, endlich“, rief der Churfürst freudig, „will uns Phoebus Apollo günstig sein und ein heiteres Gesicht zeigen. Nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Morgen mit Tagesanbruch geht es hinaus auf die Jagd. Wie wohl wird es uns thun, aus diesem Gefängniß wieder in die Freiheit, in die stärkende Waldbluth hinauszu kommen!“ Alles im Schloß kam in Bewegung, man traf alle Anstalten zur Jagd und freute sich auf den kommenden Morgen.

Während droben im Schlosse mit Tagesanbruch die Jagdgesellschaft sich in Bewegung setzte, studierte unten im Pfarrhause des Dorfes der Pfarrer seine Sonntagspredigt. Er war ein würdiger Greis mit schneeweißen Haaren und noch jugendlich rothen Wangen. Da er heute wie gewöhnlich den Churfürsten und seine Gemahlin zum Gottesdienst erwartete, hatte er sich schon die ganze Woche hindurch auf die Predigt vorbereitet. Er ging das Manuscript noch einmal durch, strich Einiges hinweg, setzte Anderes hinzu und sprach halblaut vor sich hin. Das Sonntags-Evangelium handelte von dem Ausspruche Christi, daß man vor Allem nach dem Reiche Gottes trachten solle. Der Redner hoffte der hohen Herrschaft und den Kavalieren, die immer nur nach dem Reiche dieser Welt zu trachten pflegen, manch' ernstes, beherzigenswerthes Wörtchen sagen zu können. „Man muß“, sprach er zu sich selbst, „jede Gelegenheit ergreifen, zu ermahnen und zu erbauen. Fällt auch der Same des göttlichen Wortes vielfach auf Felsengrund und zwischen die Dornen, so fällt doch auch manches Körnlein auf gutes Erdreich, geht auf, oft erst spät, und trägt wenigstens dreißigfältige Frucht.“

Während der würdige alte Pfarrer also bei sich dachte und sprach, hörte er auf einmal den Schall von Jagdhörnern; Hunde bellten und er sah unweit des Pfarrhauses den Churfürsten mit seinen Kavalieren auf einem großen Jagdwagen, alle in Grün und Silber gekleidet wie im Fluge vorüberfahren. Viele Jäger, theils zu Pferd, theils zu Fuß folgten.

Erstaunt, ja erschrocken, sah der fromme Mann durch das Fenster dem Zuge nach, der bald im nahen Wald verschwand. „So, so“, sagte er nach einer Weile, „so hält der Durchlauchtigste Churfürst den Sonntag. Was ist doch mit ihm vorgegangen? Welches Aergerniß! Hat er nicht selbst einen hohen Churfürstlichen Erlaß ergehen und von der Kanzel verkünden lassen, daß das Jagen am Sonntag bei drei Thaler Strafe verboten sei? Und nun übertritt er sein eigenes Gebot und macht sich fremder

Sünden schuldig; Jäger und Treiber hält er vom Besuche des Gottesdienstes ab. Es ist entsetzlich.“

In großer Erregung ging der Pfarrer in seinem Zimmer auf und nieder, dann sagte er: „Hab ich auch recht gesehen, darf ich meinen Augen trauen? War es der Churfürst selbst oder vielleicht ein Gast, der mit ihm auf das Schloß kam?“

In diesem Augenblick trat die alte Haushälterin herein und bestätigte nicht ohne tiefes Bedauern und Aerger, daß wirklich der Churfürst selbst es war, der heute auf die Jagd gefahren. „Ach“, fügte sie bei, „wie wird das seine fromme, durchlauchtige Gemahlin schmerzen. Aber was fragen die unchristlichen Männer nach uns christlichen Frauen. Sicher wird die Frau Churfürstin dem Gottesdienst beizuhelfen, um für die Sünden des Herrn Gemahls Buße zu thun und für seine Seele zu beten.“

„Lassen Sie mich jetzt allein“, sprach der Pfarrer, als die alte Barbara noch immer fortpredigte, „ich muß selbst meine Predigt vollends studiren.“

„Ich hätte Lust“, sagte er, als endlich Barbara fortgegangen war, „ich hätte Lust, über Sonntagsentheligung heute eine Strafpredigt zu halten, damit sie wenigstens zu Ohren Seiner Durchlaucht käme. Man darf in solchen Fällen nicht schweigen; man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Er dachte eine Zeit lang nach, dann sagte er, nach seiner Gewohnheit mit der Hand die Stirne streichend: „Nein, eine Strafpredigt will ich nicht halten, denn die, welche sie anginge, sind ja nicht da. Es kommt mir ein anderer Gedanke. Ich will den churfürstlichen Erlaß, der das Jagen an Sonntagen verbietet, einfach von der Kanzel vorlesen. Dann habe ich meine Pflicht gethan und für den Erfolg wird dann schon der Himmel sorgen.“ Er ging in den Hausgang, wo der alte Registratur-Kasten stand, und suchte den Erlaß und legte ihn in das Verkündbuch.

Nach dem Zusammenläuten begab er sich in die Kirche. Die Churfürstin befand sich bereits mit dem Hofmarschall und einigen Damen in dem Dratorium, das ein früherer Churfürst nicht ferne von der Kanzel für die fürstlichen Bewohner des nahen Schlosses hatte anbringen lassen.

Der Pfarrer trug seine Rede mit vieler Würde und großem Ernste vor und nach derselben entfaltete er den churfürstlichen Erlaß und las mit lauter Stimme:

„Wir Maximilian Joseph, Churfürst von B., thun kund und zu wissen Allen, die es angeht, Hoch und Niedrig, daß wir mit gerechtem Unwillen vernommen, wie es in unseren Landen hin und wieder schlechte Leute gibt, die den Sabbath schänden durch Bärmen und Toben in Schänken und Wirthshäusern, durch Jagen, Schießen, Fischen und andere weltliche mit allerhand Störung und Aufsehen verknüpfte Handlungen in und außer dem Hause. Wir verordnen demnach, daß Jeder, der sich solches unterfangt und dadurch die dem allmächtigen Gott gebührende Ehre hintansetzt, mit drei Reichsthalern und im Wiederholungsfalle mit dem Doppelten gestraft und daß diese Strafe an die Kirche des Orts, so er durch sein frevelhaftes Beginnen beleidigt und gekränkt, gezahlt werden soll. Wonach sich Jedermann gebührend zu richten.“

Maximilian Joseph.“

Hierauf sprach der Pfarrer den Segen, verneigte sich gegen das churfürstliche Dratorium, verließ die Kanzel und hielt das Hochamt.

* * *

Gegen Abend kam die Jagdgesellschaft mit großer Jagdbeute wieder in das Schloß zurück. Alle waren sehr aufgeräumt und fröhlich, besonders der Churfürst, da er einen prächtigen Edelhirsch, einen Ahtzehnender, mit eigener Hand waidgerecht geschossen hatte.

Bei der Abendtafel fragte er, zur Churfürstin sich wendend: „Wie haben Euer Liebden den schönen Tag zugebracht?“

„Nun“, erwiderte diese, den Herrn Gemahl forschend anschauend, „zuerst bin ich in die Kirche gegangen, wie es einem katholischen Christen am Sonntag geziemt, und habe die Predigt angehört und dem Gottesdienste beigewohnt.“

„Ohne Zweifel“, entgegnete der Churfürst etwas betroffen, „hat der Herr Pfarrer sehr erbauend gepredigt?“

„Gewiß, wie immer und nach der Predigt hat er einen churfürstlichen Erlaß vorgelesen.“

„Einen churfürstlichen Erlaß? Weß Inhalts?“

„Nicht wahr, Herr Hofmarschall, war es nicht der Erlaß, in dem Seine Durchlaucht das Jagen am Sonntag verbietet? Wie lautet er doch?“

Auf diese Frage kam der Hofmarschall in die peinlichste Verlegenheit, wechselte die Farbe und stotterte einige unverständliche Worte.

Die Fürstin ergänzte: „Wenn es mir Recht ist, muß der Uebertreter des Erlasses 3 Reichsthaler Strafe zahlen.“

„So ist es“, rief der Churfürst, lächelte etwas verlegen und sagte: „Diesmal bin ich in der eigenen Falle gefangen worden. Apropos, lieber Hofmarschall, befehlen Sie, daß angespannt und der Herr Pfarrer zur Abendtafel hierhergebracht werde.“

Es entstand eine augenblickliche Stille, die aber der Churfürst rasch unterbrach, indem er von der Jagd zu sprechen begann.

Der Pfarrer betete eben sein Brevier, als der fürstliche Wagen vor seinem Hause hielt und ein Kammerdiener mit dem Auftrage in sein Studirzimmer trat, Seine Durchlaucht wünschten, daß er bei der Abendtafel im Schlosse erscheine.

Der Pfarrer stutzte; er wurde zwar jedesmal zur Tafel eingeladen, wenn der Churfürst sich auf dem Jagdschlosse befand, doch niemals so rasch und Abends sogar mit der fürstlichen Equipage. Etwas bedenklich zog er seine Soutane an, nahm seinen Dreispitz und fuhr nach dem Schlosse. Was immer kommen mag, dachte er bei sich, du hast nichts gethan, was Se. Durchlaucht hätte beleidigen können. Du hast ganz gesetlich gehandelt; den fürstlichen Erlaß zu verlesen ist jedem Pfarrer nicht nur erlaubt, sondern sogar zur Pflicht gemacht.

Er trat in den hell mit Wachskerzen erleuchteten Speisesaal. Dieser glich einem Walde, die Wände waren mit grünen Teppichen tapeziert, auf dem Jagdstücke eingewirkt waren, große Hirschköpfe mit zackigen Geweihen schmückten dieselben. Auf dem Tafeltuche von weißem Damast erglänzten silberne Geschirre, in krystallinen Gläsern funkelte der Wein wie Gold und Purpur; die Damen und Hofkavaliere waren nach damaliger Sitte oder vielmehr nach französischer Mode prächtig gekleidet, die Herren weiß gepudert und mit schwarzseidenen Böpffen versehen. Der gute Pfarrer in seiner bescheidenen Priestertracht verneigte sich befangen und demüthig.

Der Churfürst machte indessen schnell seiner Verlegenheit ein Ende. Er streckte ihm die Hand entgegen und hieß ihn zur Verwunderung der Kavaliere an seiner Seite Platz nehmen, indem er sprach: „Ich wollte Sie, mein lieber Herr Pfarrer, heute noch bei mir haben, da ich die nächsten Tage meist im Walde zubringen und dann wieder in die Residenz zurückkehren werde.“ Er ermunterte ihn, zu essen und zu trinken und sprach dann vom Wetter, von der Jagd und anderen gleichgültigen Dingen.

Dem geistlichen Herrn wurde es wieder leichter um das Herz, das ihm in der fürstlichen Gesellschaft doch etwas gepocht hatte. Er ließ sich das treffliche Wildpret verschiedener Art, die Goldforellen und das feine Backwerk trefflich schmecken. Der edle Wein vom Rheine und von Tokay machte ihn gesprächig und als alter Lateiner konnte er sich nicht enthalten, den Spruch auf sich anwendend zu citiren: vinum lac senum. (Wein ist Milch für die Greise.)

Nach Beendigung der Tafel wandte sich der Churfürst auf einmal an den Pfarrer und sagte mit ernster Miene: „Nun habe ich mit Ihnen, geistlicher Herr, ein Wort zu sprechen.“

Es entstand eine feierliche Stille im Saal und der Pfarrer dachte erschrocken: Jetzt kommt doch, was ich im Stillen befürchtet habe.

Der Churfürst fuhr fort: „Seien Sie ohne Sorgen, mein lieber Herr Pfarrer, ich habe eine Strafe von drei Reichsthalern an Ihre Kirche zu bezahlen; ich habe den churfürstlichen Erlaß, den Sie heute von der Kanzel verkündigten, übertreten. Da nach langen trüben Regentagen endlich die Sonne wieder schien, ist mir der christliche Sabbath ganz aus dem Gedächtniß gekommen und ich habe mich von dem heidnischen Phöbus Apollo und seiner Schwester Diana auf die Jagd locken lassen. Der verlorene Sohn kehrt wieder zum Vater zurück.“

Mit diesen Worten legte er statt drei Reichsthaler eine Hand voll Dukaten in ein silbernes Tellerchen, überreichte es dem Pfarrer und sprach lächelnd: „Gehen Sie damit an der Tafel herum und sammeln Sie den gesetzlichen Strafbetrag auch bei diesen Herren ein, die mit mir auf der Jagd gewesen sind. Keiner von ihnen hat mich an den Sonntag und meinen Erlaß erinnert.“

Der Pfarrer verbeugte sich unterthänigst dankend, und ging nun, den silbernen Teller in der Hand haltend, bei den Kavaliern umher. Diesen blieb wohl oder übel nichts Anderes übrig, als ihre Börsen aufzuthun. Da der Churfürst die Strafeinsammlung nicht aus dem Auge ließ und beifällig nickte, als der erste Kavaliere statt drei Reichsthaler drei Goldstücke in den Teller legte, so blieb den anderen Hofherren nichts übrig, als das gute Beispiel nachzuahmen und der Pfarrer merkte mit Behagen, wie der Teller immer schwerer wurde.

„Gott segne es den gnädigen Herren“, sprach er nach geendigter Sammlung. „Ich sage im Namen einer armen Kirche Allen ein herzliches Vergeltsgott.“ „War nur unsere Schuldigkeit“, bemerkte der Churfürst, „dem Verdienste sein Lohn, dem Vergehen seine Strafe. Im Uebrigen bleiben wir Euch in Gnaden gewogen.“

Mit diesen Worten hob er die Tafel auf.

In demselben Wagen, in dem er geholt wurde, führte man den erfreuten Pfarrer wieder nach Hause. Der Mond, der inzwischen hinter den dunkeln Tannen aufgegangen war, leuchtete ihm freundlich den steilen Schloßberg hinab. Auf seinem Zimmer angekommen, zählte er die goldenen und silbernen Geldstücke. „Es ist viel, sehr viel“, sagte er freudig, „nun kann ich meinen Hochaltar neu fassen und den hl. Hubertus, der mir diesen fetten Hasen in die Küche gejagt hat, neu vergolden lassen. Der liebe Gott weiß doch selbst das Uebel zum Besten und sogar zu seiner Ehre zu wenden. Er sei gelobt und gepriesen!“

Vorsichtig verschloß der alte Herr seinen Schatz, betete vollends sein Brevier und begab sich fröhlicher, als er am Morgen gehofft hatte, zur Ruhe.

Als es nach einem langen, kalten Winter wieder Frühling wurde und am Schloßberge die ersten Weilchen blühten, kam von dem Pfarrherrn bestellt ein geschickter Tackmaler in das Dorf aus der Residenz, fagte und vergoldete den Hochaltar und die Statue des hl. Hubertus.

Der Churfürst, der im nächsten Herbst wieder kam, fand sich am ersten Sonntag pünktlich sammt allen seinen Kavaliern in der Kirche ein und wohnte dem Gottesdienste bei. Nach demselben zeigte ihm der Pfarrer den neu gefassten Hochaltar. Der Fürst lobte die Arbeit, bemerkte aber, daß nun die beiden Seitenaltäre auch gefast werden sollten, da sie nicht mehr würdig zum Hochaltar saßen. Als der Pfarrer die Achseln zuckte und zu verstehen gab, daß er wohl schon daran gedacht habe, aber die Mittel dazu fehlten, sagte der Fürst lächelnd: „Da wird wohl nichts übrig bleiben, als daß ich mit meinen Kavaliern am nächsten Sonntag wieder auf die Jagd gehe. Doch nein, ich habe keine Lust mehr, mich abtanzeln zu lassen, seien Sie unbesorgt, ich werde den einen und meine Gemahlin den andern Seitenaltar neu fassen lassen.“

Neues aus Kirche und Welt.

* **Aus Rom** wird mitgetheilt, daß die Verhandlungen über die Form der preussischen Anzeigepflicht noch immer fortbauern.

* **Rom.** Der Papst hat dem Fürsten von Isenburg die Insignien des Christusordens verliehen. Die Verleihung war von einem Schreiben begleitet, welches für die Bemühungen des mit Hessen abzuschließenden kirchenpolitischen Friedens Dank sagt.

* **Aus der Schweiz.** Der „D. Reichs-Zeitung“ schreibt man: Das Begräbniß des Altkatholicismus im Canton Genf wird eventuell für den Staat ziemlich kostspielig werden. Wie jüngst gemeldet wurde, haben sich die altkatholischen „Pfarrer“ von Collonge-Bellerive und Grand-Sacconez wegen Mangels an Gläubigen bereit erklärt von ihrem Amte zurückzutreten, wenn man sie mit je 6000 Frs. entschädige. Wenn, wie sicher zu erwarten steht, die übrigen altkatholischen „Pfarrer“ sich ebenfalls ihren Weggang mit je 6000 Frs. bezahlen lassen, so wird eine hübsche Summe bezahlt werden müssen. Es mehren sich übrigens die Anzeichen zunehmender Geneigtheit in den Genfer Regierungskreisen, mit dem berückichtigten Kirchengeheiß von 1874 aufzuräumen. Nach jenem Gesetz kann innerhalb einer römisch-katholischen Kirchengemeinde eine beliebige Zahl von Familien und einzelnen Personen, ob auch dieselben nur eine winzige Minderheit ausmachen, sich zu einer besondern altkatholischen Genossenschaft zusammenthun, die dann ein Recht hat auf Mitgebrauch der Kirche und staatliche Besoldung ihres Geistlichen. Wenn sodann auch im Canton Bern, wie nun zu hoffen ist, die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken geordnet werden, so dürfte bald der Altkatholicismus in seinen beiden Hauptburgen völlig überwunden sein. Treffend bemerkt das protestantische „Appenzeller Sonntagsblatt“ zu dem Sinken des altkatholischen Sternes: „Der Hinscheid des blutarmen Geschöpfes ist nur eine Frage der Zeit. Zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus gibt es für ein Drittes keinen Raum. Nicht Fisch noch Vogel, römisch, protestantisch-reformatorisch und reformatorisch zugleich und feind von den Dreien mit rechter Entschiedenheit, muß die altkatholische Bewegung an ihren inneren Widersprüchen nothwendig zu Grunde gehen. . . . Thatsächlich gestaltet sich der Mitgebrauch (der Kirchen) zum ausschließlichen Gebrauch, weil die Römischen jede von Altkatholiken benutzte Kirche sofort verlassen, und so sieht sich denn auf republikanischem Boden, wo sonst durchweg der Grundsatz gilt, die Mehrheit ist Meister, die vielleicht zehn- oder zwanzigmal stärkere Mehrheit von der Minderheit verewaltigt und an die Luft gesetzt, ein Zustand, der in die Länge unhaltbar ist.“

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Am Feste der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus, welches in unserer Diöcese Sonntag, 3. Juli feierlich begangen wird, findet die übliche Einsammlung des Peterspfennigs statt.

** **Speyer.** Für die deutsche Nationalkirche in Rom ist das Fest des hl. Bonifacius, Apostel der Deutschen, zu einem Feste ersten Ranges erhoben und als solches am 12. Juni d. J. feierlich begangen worden. Bischof Meinrin aus Bombay hielt das Pontificalamt und der neue Protektor des Instituts, Cardinal Hergenröther, die Festpredigt.

* **Speyer.** Für das bevorstehende Jubiläum des heil. Vaters Papst Leo XIII. hat die Debonationalien-Fabrik von Karl Böllath in Schrobenshausen (Oberbayern) **Medaillen** zur Erinnerung geprägt, welche als passendes Gedenkzeichen sowohl zum Verschenken an Freunde und für die Jugend geeignet, als auch jedem Medaillensammler interessant erscheinen dürfte. Auf der

einen Seite tragen dieselben das Bildniß des hl. Vaters, auf der andern ist Christus mit Petrus dargestellt. Auch wollen wir zugleich auf die von derselben Firma hergestellten beliebten religiösen Bildchen aufmerksam machen.

◊ **Vom Rhein.** Lieber Pilger! Zu Deiner Mittheilung über das Ableben des Hochwürdigen Kapuziner-Vaters Eucharis Busch erlaube einem Jugend- und Studiengenossen noch einen kleinen Nachtrag. Seine Gymnasialstudien absolvirte Eduard Busch mit sehr gutem Erfolge am Gymnasium zu Speyer im Jahre 1848 als Zögling des Bischöflichen Convicts, in das er im Jahre 1844 eintrat. Das philosophische Studium am königl. Lyceum zu Speyer im Jahre 1849 wurde durch die damaligen Wirren der Freischaaaren-Revolution unterbrochen. Von da an trennten sich unsere bisherigen Lebenswege und wir erfuhren erst nach unserem Eintritt ins Priesterseminar, Busch sei in den Militärdienst getreten. Aber hier fand er noch weniger seinen eigentlichen Beruf und die Ruhe und den Frieden seiner Seele, jenes Gut, das die Welt mit all ihren Anerbietungen und Genüssen niemals zu geben vermag. Dieses Glück, Ruhe und Frieden fand er erst in dem Kapuzinerkloster, losgeschält von allen Eitelkeiten und Genüssen der Welt, in dem rauhen Gewande des heiligen Franziskus. Einem Jugendfreunde, der ihn einmal im Kapuzinerkloster zu Loher besuchte, erzählte er all seine Erlebnisse seit dem Jahre der Trennung in Speyer; mit einer Demuth und Selbstverleugnung, die mich eben so rührte als erbaute und mit Hochachtung gegen diesen Kapuziner-Vater erfüllte, schilderte er mir seine letzten Seelenkämpfe, die er zu bestehen hatte, um ihn vom Eintritt ins Kloster zurückzuhalten. Aus dieser Schilderung konnte ich nur zu deutlich die gnadenreichen Wege Gottes erkennen, ja wie Gott ihn sozusagen an der Hand nahm, und ihn zwang, das hölzerne Kreuz des Schellenzuges an der Klosterpforte zu ergreifen, um anzuläuten und um Aufnahme zu bitten. Auch unter dem rauhen Kapuziner-Habit bewahrte sich P. Eucharis sein joviales, heiteres Wesen, das ihn als Studenten seinen Comilitonen so beliebt und gewissermaßen zum Führer machte, wenn es galt, einen lustigen Streich auszuführen. In Gesellschaft mit seinen ehemaligen Studiengenossen bildeten deshalb auch die Erzählungen solcher jovialer, lustiger Studentenstreiche, welche in seinem Course gemeinsam ausgeführt wurden, häufig den Stoff der Unterhaltung, wobei die theilnehmenden Personen wieder in ihren früheren jugendlichen Gestalten, Situationen und Beschäftigungen gleichsam lebendig und photographisch treu vor die Seele traten, und selbst die Zuhörer aus dem Bache nicht mehr herauskamen. Eine Poesie des Witzes und der drolligsten Einfälle war über unsere Studentenzeit ausgegossen, und wir erinnern uns noch jetzt, wie der selige Bischof Nicolaus eines Tages sich des hellen Aufschlachs nicht enthalten konnte, als er hörte und sah, was die jugendliche Phantasie ausgeheckt und geplant hatte. Bei der Erinnerung an jene Zeit darf ich nicht verschweigen einen Zug des Herzens des jungen, lebensfrohen und heiteren Studenten Busch: es ist dies seine Liebe und Herzlichkeit gegen seine Comilitonen, seine Theilnahme an Allem, was ihnen begegnete, seine aufrichtige Freundschaft, die er bis in die letzten Tage seines Lebens denselben bewahrte. Ich für meine Person erfüllte eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich jetzt am Grabe des Freundes ein Vergikmeinnicht der Erinnerung an jene treue und hingebende Freundesliebe niederlege, mit welcher vor 40 Jahren der damalige Mitschüler Busch den Krankenwärter an mir gemacht hat. Ich werde es nie vergessen, mit welcher aufopfernder Hingabe derselbe damals, als ich an einem nervösen Schleimfieber so schwer darniederlag, daß die Vorstände des Convicts und der Arzt mein Leben in höchster Gefahr sahen, so daß die hl. Sterbsakramente mir gereicht wurden, freiwillig zur Nachtwache sich anbot; wie er Nächte lang sich den Schlaf abdrückte, an einem Tische im Krankenzimmer sitzend, seinen Horaz oder andere Klassiker studierend und

sich auf die Klasse vorbereitend, dabei jeden Augenblick bereit, alle Bedürfnisse des Kranken zu befriedigen, in Mitternacht zum Brunnen zu eilen, um frisches Wasser zu holen und zur festgesetzten Stunde wieder Medizin zu reichen. Der aufopfernden Freundesliebe und Sorgfalt im Krankendienst kam nur gleich die Freude seines Herzens bei meiner Wiedergenesung; und richtig, ein lustiger Streich mußte wieder dieser Freude Ausdruck geben. Ja gerade in jener Zeit hat Busch sein Herz von einer Seite geöffnet, daß mir das Andenken daran den spätern strengen asketischen Kapuziner-Vater noch viel lieber und werther machte. Der barmherzige Gott vergelte ihm nun all diese Liebe mit seiner göttlichen Anschauung.

Gebetsverhörungen. In einer schweren Krankheit eines unserer Kinder nahm ich meine Zuflucht zum heiligsten Herzen Jesu, zu unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, und zum hl. Joseph; tausendmal Dank, ich wurde erhört. Sch. in St. J.

— Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph für Erhörnung in einer wichtigen Angelegenheit. f. W. in B.

Politische Rundschau.

* Speyer, 21. Juni.

Bayern. Das Unerquicklichste ist, wenn man aus Bayern „Preußisches“ berichten muß. Auch gegenwärtig veröffentlichten die Blätter wieder ein starkes Stück zu diesem Kapitel. Im 13. Infanterie-Regimente zu Ingolstadt sollte eine Musikmeisterstelle besetzt werden. Diese Stelle wurde 1. in einer Berliner Militärmusikzeitung ausgeschrieben, welche in Bayern fast ganz unbekannt ist. 2. zu dieser Prüfung wurde unter den vielen als tüchtig bekannten bayerischen Bewerbern nur ein einziger Musiker zugelassen, während aus Norddeutschland drei preußische Militärmusiker hiezu berufen wurden; 3. von diesen drei preußischen Musikern kam nur einer zur Prüfung. Dieser stand seinem bayerischen Concurrenten in allen Fächern nach, laut Entschließung der k. Musikschule, und ging, ohne noch die anberaumte Direktionsprüfung abzuwarten, nach Hause. Und siehe da, derselbe erhielt dennoch die Stelle. — Ein ähnlicher Fall kam bei dem 16. Regiment in Pössa vor. Auch da wurde eine Prüfung ausgeschrieben zur Besetzung der Musikmeisterstelle, zu der sich so und so viele bayerische Musiker meldeten. Allein die ausgeschriebene Prüfung wurde nicht abgehalten, vielmehr wurde ein im Regimente dienender Musiker aus Preußen ohne jede Prüfung auf jene Stelle befördert. Es sind jetzt in unsern 18 Infanterie-Regimentern bereits 9 Musikmeisterstellen mit Nichtbayern, meistens Norddeutschen besetzt. Solchen Zuständen gegenüber ist es nicht sehr von Belang, wenn jetzt, wie verlautet, der alte weltbekannte bayr. Zapfenstreich, die Tagereveille und die Gebets-hymne wieder eingeführt werden sollen.

Der Schullehrer Lebender in Zweibrücken hatte seiner Zeit sich als confessionslos erklärt. Daraufhin erhob das bischöfliche Ordinariat Speyer bei der weltlichen Behörde Protest gegen die weitere Verwendung des Genannten im Dienste der pfälzischen Volksschulen. Dieser Protest wurde jedoch kürzlich vom Kultusministerium zurückgewiesen. So berichten die Blätter.

Heute, wo wir die Rundschau schreiben, finden die Urwahlen für den bayerischen Landtag statt. Die Wahlmänner, die heute aus der Urne hervorgehen, wählen am 28. Juni die Abgeordneten. Wenn es bei den Urwahlen heißt: Alle Centrumsmänner herbei zur einmütigen Abstimmung für die rechten Wahlmänner, dann heißt es für diese am Tage der Abgeordnetenwahl: Nur nicht umfallen!

Der vermittelte Kultusminister von Luz, katholischer Confession, ist zu einer dritten Ehe geschritten und hat, wie bei den beiden ersten Malen eine Protestantin zur Gemahlin erwählt. Diefelbe bringt ein großes Vermögen mit. Aufsehen erregt es unter dem kathol. Volke, daß der Kultusminister auch dieses Mal die kirchlichen Gesetze

nicht beobachtet hat. Nachdem derselbe bürgerlich getraut war, begab er sich mit der ihm also Angetrauten und zwei Zeugen zu dem zuständigen kathol. Pfarrer, vor welchem er und sie die Erklärung abgaben, daß sie sich zur Ehe nehmen. Nach kirchlichem Rechte ist eine Eheschließung in dieser Form zwar gültig, aber unerlaubt. Daß Fehr. v. Luz diese Art der Eheschließung gewählt, beweist, daß er die zur erlaubten Eheschließung nötigen Bedingungen nicht erfüllt, insbesondere die geforderte katholische Kindererziehung nicht garantiert hatte. Schließlich ließ er seine Ehe auch noch von dem protestantischen Pfarrer segnen. Halten wir nun Folgendes fest: In Bayern sind die Katholiken bei Weitem in der Mehrzahl, in Bayern herrscht eine katholische Dynastie, Bayern gilt als ein katholischer Staat. Und der kath. Kultusminister dieses Staates stellt sich in offenbaren Widerspruch mit den Gesetzen seiner Kirche! Wollte im protestantischen Preußen ein protestantischer Kultusminister in ähnlicher Weise verfahren, er wäre nicht zwei Tage mehr Minister, er würde von selbst abtreten.

Im Befinden des **Kaisers** tritt, wenn auch langsam, wieder Besserung ein. Der Kronprinz hat sich mit seiner Familie nach England begeben, theils um das 50-jährige Regierungszubiläum der Königin Victoria mitzufeiern, theils um sich von dem berühmten Spezialarzte für Halsleiden, Dr. Macenzie in London, weiter behandeln zu lassen.

Der **Reichstag** ist geschlossen. Er hat in letzter Zeit mit Dampf gearbeitet, um wenigstens die Hauptgesetzentwürfe zu erledigen. Wir zweifeln, ob die Mitglieder der Regierungsparteien und solche, die aus andern Parteien in gewissen Fragen sich ihnen anschlossen, mit dem stolzen Gefühl, das Rechte und Gute gethan zu haben, nach Hause gehen. Das Volk aber wird mit den steigenden Lasten, welche aus der Gesetzgebungsfabrik des Reichstages für dasselbe erwachsen, mehr und mehr einsehen lernen, welch einen dummen Streich es beging, als es sich in das Septennats-Bockshorn jagen ließ und dann verwirrten Sinnes den Jagagern seine Stimme gab.

Das Branntweinsteuergesetz wurde von dem heimgegangenen Reichstag noch vollständig erledigt. Nach § 1 werden in Zukunft von einem Theile des Branntweins pro 100 Liter 50, von dem anderen Theile 70 Mark Steuer erhoben werden. Sämmtliche Brennereien, welche am 1. April bestanden, sollen im Verhältniß ihrer seitherigen Produktion zu der bis jetzt gelieferten Brauntweinsteinmenge (45 Liter pro Kopf der Bevölkerung) für die nächsten drei Jahre nur mit 50 M. pro 100 Liter besteuert werden, neu entstehende gewerbliche Brennereien zu dem höheren Satz von 70 M. (Der Vorschlag der Abg. Lieber und Spahn aus dem Centrum, nur 35 resp. 55 M. zu erheben, drang nicht durch; er wurde auch im Centrum selbst von dem Abg. Fehr. v. Hüne und Genossen bekämpft.) Alle drei Jahre soll eine Revision stattfinden, und sollen die neuentstandenen „landwirtschaftlichen“ Brennereien dann wieder nur den Satz von 50, die neuentstandenen „gewerblichen“ Brennereien den höheren Satz von 70 M. zahlen. Die „landwirtschaftlichen“ Brennereien sollen ferner die Maltschottischsteuer behalten, die gewerblichen aber, die bestehenden wie die neu zu begründenden an deren Stelle mit einem Zuschlage zur Verbrauchsabgabe belastet werden. Man hat berechnet, daß hierdurch und durch jenen Unterschied im Steuerfaze (50 resp. 70 M.) den östlichen „landwirtschaftlichen“ Kartoffelbrennereien, respektive ihren Inhabern ein Nutzen von 34 bis 36 Millionen Mark zugewandt werden wird. Der Gesamtertrag der neuen Branntweinsteuer wurde in der Regierungsvorlage mit 96 Millionen Mark veranschlagt; er wird aber nach unparteilicher Berechnung ca. 145 Millionen Mark betragen, oder 50—60 Millionen Mark mehr, als man für die erhöhten Militärausgaben sowie für einige andere dringende Reichsbedürfnisse nötig haben wird. — Das neue Branntwein-

Steuergesetz soll am 1. October in Kraft treten. Der Branntwein, welcher alsdann innerhalb des Gebietes der Branntweinsteuergemeinschaft, zu der in Zukunft auch unter Gewährung besonderer Vortheile die süddeutschen Staaten gehören werden, sich im Handel befindet, soll einer Nachsteuer von 30 Pf. für das Liter reinen Alkohols unterliegen. Mit dieser Bestimmung soll verhütet werden, daß bis dahin zu den niedrigeren, jetzt bestehenden Sätzen ein übergroßes Quantum von Branntwein hergestellt werde. — Der Finanzminister v. Scholz ließ durch eine Erklärung erkennen, daß die Reichsregierung daran denkt, in Zukunft die Branntweinsteuer abermals zu erhöhen, eine Erklärung, die selbst die vertrauensseligen National-liberalen aus dem Häuschen brachte. — Gegen das Branntweinsteuergesetz in der nunmehr beschlossenen Fassung stimmten vom Centrum 36 Mitglieder.

Den Elsaß-Lothringern hat die Reichstagsmehrheit eine sehr unliebsame Bescheerung gebracht, ein neues Gesetz nämlich, das der Regierung gestattet, beliebige Persönlichkeiten, und wären sie selbst aus Hinterpommern, als Bürgermeister für die Gemeinden im Reichslande zu ernennen. Wenn auf solche Weise die Elsaß-Lothringer gewonnen werden sollen, dann — gut! Nacht! Die Regierung in Elsaß-Lothringen wächst in Folge solcher und ähnlicher Maßregeln zusehends. Bereits hat sich auch der Volkswitz der bureaukratischen Kleinigkeitskrämerei bemächtigt. Ein Mädchen — so wickelt der verzweifelte Volkshumor — wurde verhaftet, weil es rothe Strümpfe und eine weiße Jacke trug und den blauen Husten hatte, also die französischen Nationalfarben! . . . Wie leicht wären die Deutschen Brüder in Elsaß-Lothringen zu gewinnen, wenn man an der Spree deutsches Wesen besser verstünde! Einen der größten Fehler hat der kurz-sichtige Bureaukratismus begangen bei der letzten Reichstagswahl, als man die Parole: Krieg oder Frieden, ausgab. In Elsaß-Lothringen lacht der letzte Bauer über diesen colossalen Mißgriff. Was aber thut man oben? Man läßt diesem Mißgriff tausend andere folgen.

Hessen. Die kirchenpolitische Vorlage wurde in der zweiten Kammer angenommen. Die Vorlage hat, von einzelnen Wünschen abgesehen, die Zustimmung des päpstlichen Stuhles erhalten. Abg. Frank gab im Namen des Centrums eine Erklärung ab, nach welcher dasselbe zwar für das Gesetz stimmt, aber jede grundsätzliche Anerkennung der im Gesetze noch befindlichen kirchenfeindlichen Bestimmungen ablehnt.

Münchener Fremdenblatt mit Tagesanzeiger und Quartiergeber

ist das verbreitetste katholische Tagblatt Bayerns. Täglich eine Romanbeilage in Buchformat, wöchentlich eine Unterhaltungsbeilage, monatlich 1—2 mal die Land- und Hauswirtschafts-Zeitung. Direkte Nachrichten aus aller Welt. Vollständige Handelszeitung, die telegraphischen Geld- und Producten-Kurse aller Hauptplätze, den großen Münchener Kurszettel, alle Verloosungen, alle Dienstesnachrichten, die vollständigen Theaterzettel u. s. w. Geschäfts-Inserate in München 15 Pf., auswärtige 20 Pf. die Petitzeile.

Vierteljährlich. Abonnement: Loco 2 M. (per Post M. 2.50.) Neueintretende Abonnenten erhalten gratis den Anfang des laufenden hochinteressanten Romanes:

„Graf Sandoz“
von Jules Verne.

Wallfahrt Oggersheim.

Samstag, 2. Juli, wird das Fest Mariä Heimsuchung feierlich begangen. Hiezu ladet ein

Das Guardianat.

Wallfahrt-Kolmerberg.

Das Fest Mariä Heimsuchung wird am Montag, den 4. Juli in der Wallfahrts-Kapelle „Maria-Hilf“ auf dem Kolmerberge feierlich begangen. Hiezu ladet Geistliche und Laien freundlichst ein Trauth, Pfarrer.

(Statt besonderer Anzeige.)

Todes-Anzeige.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unsere liebe gute Schwester, Schwägerin und Tante

Fräulein

Anna Rothschild,

(Mitglied des III. Ordens)

heute Nacht im Alter von 72 Jahren, versehen mit den Tröstungen unserer hl. Religion, nach kurzem aber schwerem Krankenlager zu sich abzurufen.

Speyer, den 22. Juni 1887.

Für die Verwandten:
Frd. Voment.

Todes-Anzeige.

Heute Morgen 1/9 Uhr ist unsere liebe Schwester und Tante

Anna Maria Höffner,

Mitglied des 3. Ordens vom hl. Franziskus,

im Alter von 65 Jahren nach kurzem aber schwerem Leiden, gestärkt durch die hl. Sterbsakramente, sanft im Herrn entschlafen.

Arzheim, den 10. Juni 1887.

Die trauernden Anverwandten.

Mariä Heimsuchung

wird in der Herz Mariä-Kirche zu Raumbach Montag, den 4. Juli gefeiert.

Das Fest Mariä Heimsuchung wird in der Wallfahrtskirche zu Kirrberg am Montag, den 4. Juli gefeiert.

Mittwoch, den 29. Juni ist das

Wallfahrtsfest
zu Großbodenheim.

Kindheit-Jesu-Verein.

Ilbesheim Fr. C. J. M. 10 für ein Heidenkind, das Franziska zu taufen ist.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.

Dahn unge. ein Marienbaler.

Gebetsmeinung für den Monat Juli.

(Von Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. selbst bestimmt und gesegnet).
Herrschaften und Diensthöfen.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 21. Juni.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.						Gefüllten.	Gefallen.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	M.	S.	M.		
Waiden . . .	0	0 00	0 00	0 00	0	00	—	—	—
Korn . . .	34	7 50	7 25	7 36	—	11	—	—	—
Gerste . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—	—
Spelz . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—	—
Hafer . . .	4	6 15	6 15	6 15	—	10	—	—	—